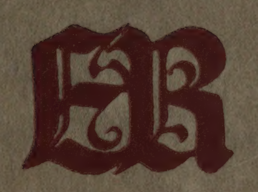
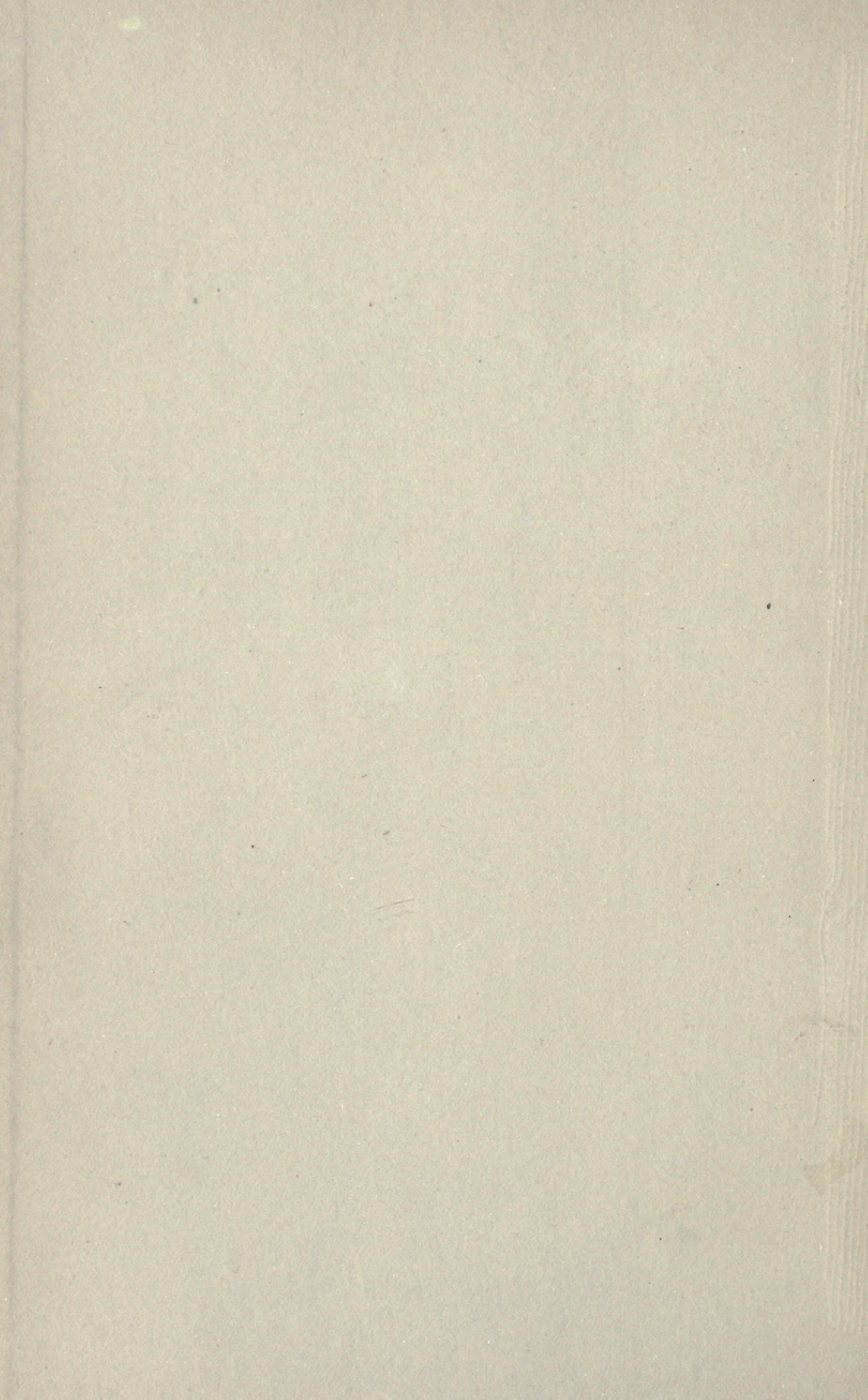
# Jeremias Gotthelf

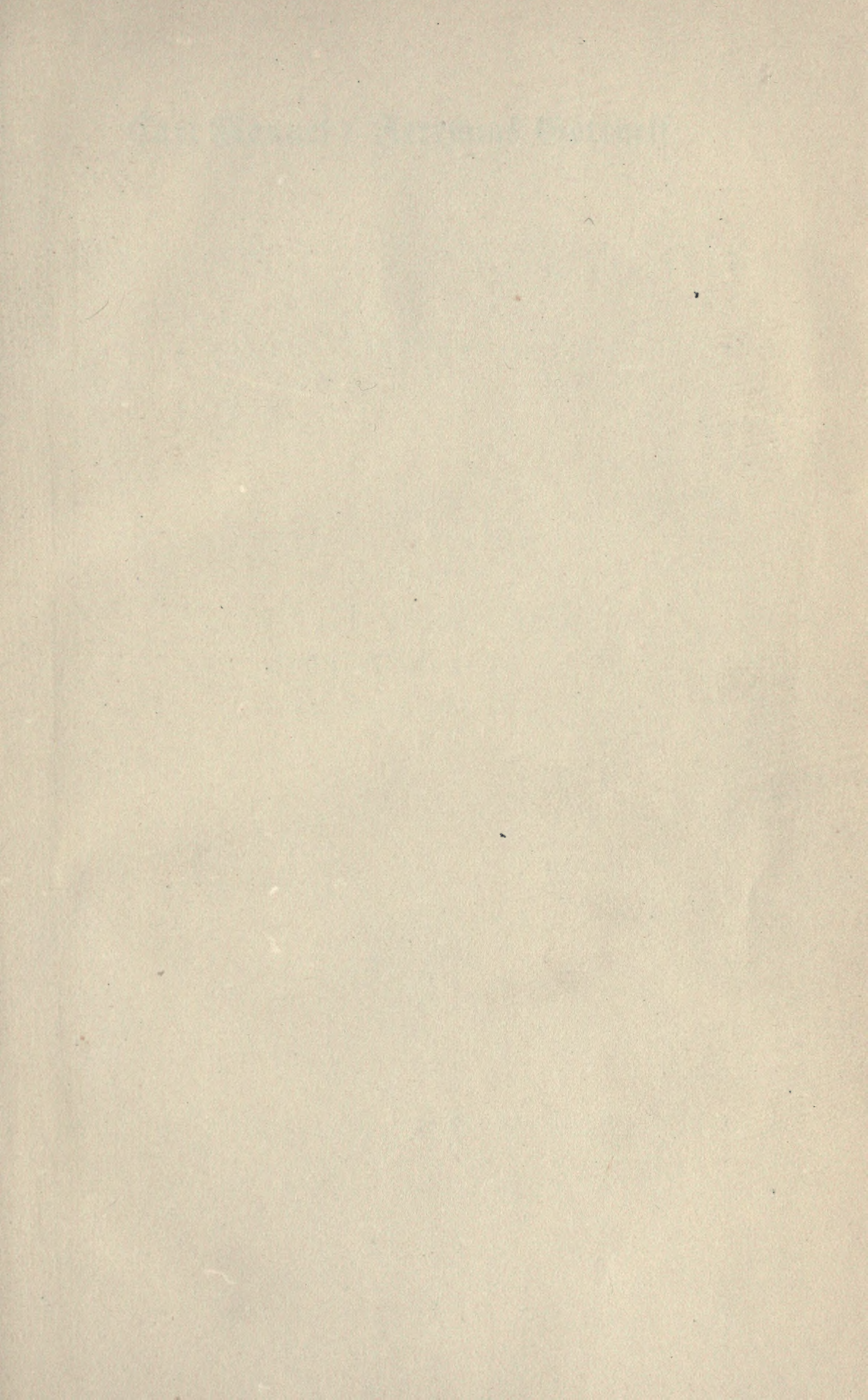
## Sein Leben und seine Schriften

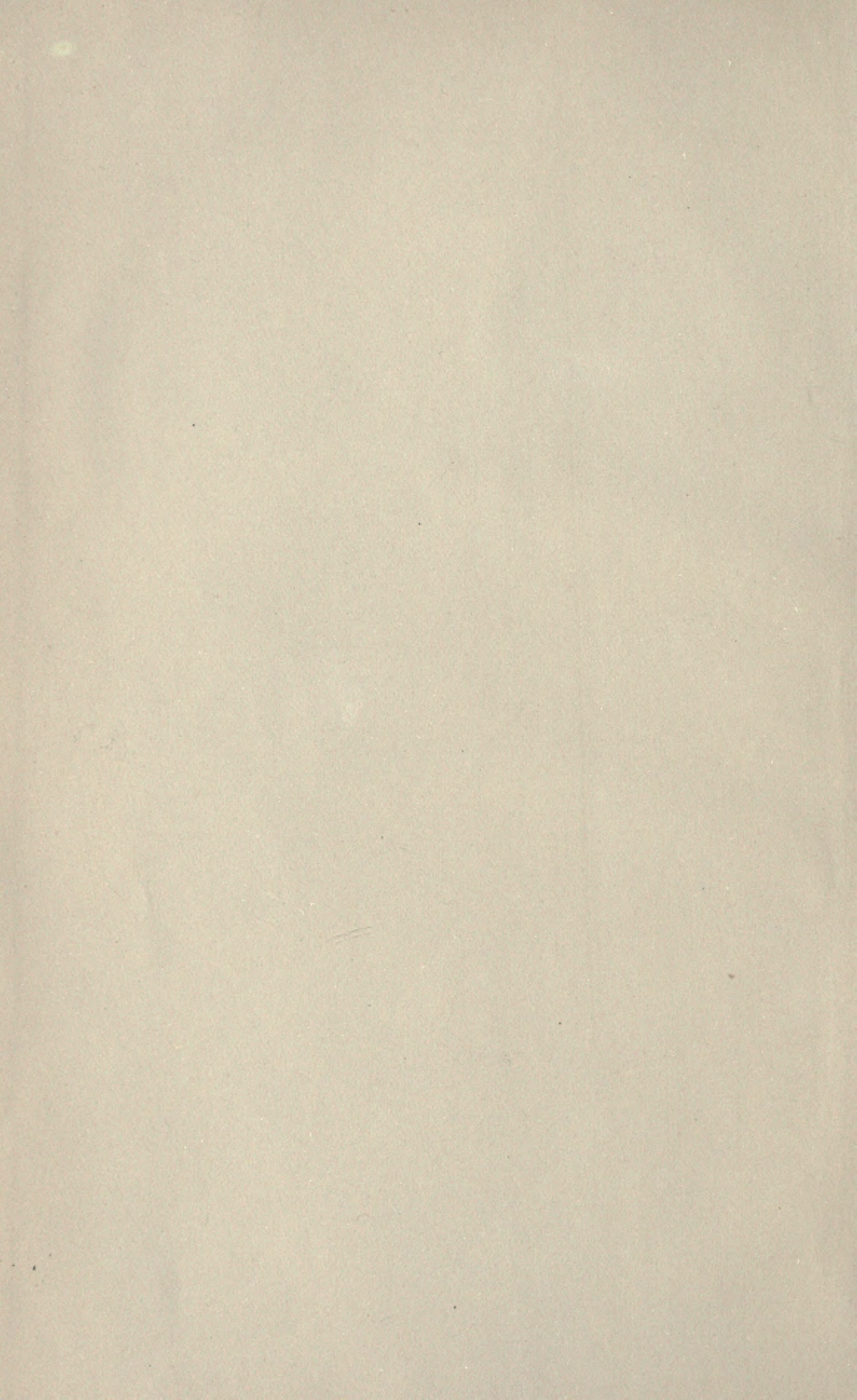
Von C. Manuel



Im Eugen Rentsch Verlag







Carl Manuel / Jeremias Gotthelf

Näheres auf Seite 173

# Jeremias Gotthelf

## Sein Leben und seine Schriften

Dargestellt von Carl Manuel

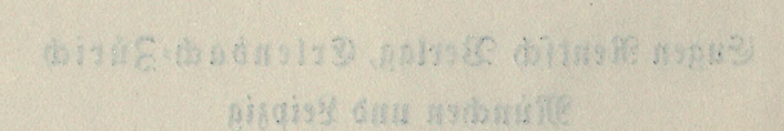




Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich
München und Leipzig

Sanft war sein Leben, und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann!

Shakespeare



Printed in Switzerland

Ich veröffentliche in diesem Buche den ersten Abschnitt der Gotthelf-Biographie des Berners Carl Manuel, die im Jahre 1861 im Rahmen der Springerschen Gesamtausgabe in Berlin erschienen ist. Ich glaube, damit einen Wunsch vieler Gotthelfleser zu erfüllen, denn die geplante umfassende Gotthelf-Biographie Rudolf Hunzikers kann natürlich erst nach Abschluß meiner Gesamtausgabe fertig gemacht und veröffentlicht werden. Bis dahin soll die Darstellung Carl Manuels die Lücke ausfüllen. Es ist bis jetzt nichts besseres über Gotthelf geschrieben worden. Freilich steht unsere Zeit anders zu Gotthelf, als die Zeit Manuels. Das Zeitliche an seinem Werk ist abgebröckelt. Klar zutage liegt sein unerschöpflich tiefes Menschentum, vor allem aber seine große Kunst, des Menschen Innenleben bildhaft und doch bis an die letzten, ewig ungeklärten Gründe darzustellen. In die metaphysische Welt Gotthelfs einzuführen, ist aber nicht der Zweck dieses kleinen Büchleins. Dazu dienen besser die Werke des gewaltigen Dichters selbst.

Erlenbach-Zürich 1922 Dr. Eugen Rentsch

Das Leben des trefflichen Mannes, welches wir darzustellen versuchen wollen, ist kein durch äußere Schicksale ausgezeichnetes, durch wechselvolle Ereignisse merkwürdiges Leben. Es hat vielmehr dasselbe einen so geebneten, ruhigen Verlauf, es ist, möchten wir sagen, von so einfacher Komposition, so aus einem Stücke, daß wir, um den Reichtum desselben zu entdecken, uns nach innen wenden müssen, und daß dieser große innere Reichtum uns oft durch seinen Kontrast mit den bescheidenen und stetig einförmigen äußeren Verhältnissen in Verwunderung setzt. Wir haben da von keinen pikanten, romantischen Wendungen in dem Lebensschicksal des Dichters, von keiner der Welt durch seltsame Vorbedeutungen kund gewordenen Vorherbestimmung zu künftigem Ruhm zu erzählen. Alles ist normal, von realer Färbung, von nüchterner Physiognomie, möchten wir sagen. Es ist ein heiteres, glückliches Leben, das uns entgegentritt, ein Leben, das lange in sich selbst den großen Schatz verschloß, der plötzlich der Welt offenbar wurde, ohne daß sie begriff, wie es gekommen sei, daß der Schacht sich so unerwartet geöffnet, daß die reiche Metallader sich nicht schon früher gezeigt habe. Denn in der Tat, der schriftstellerische Beruf von Bitzius, der so spät und zugleich so entschieden hervortrat, der gleich bei den ersten Werken nicht den geringsten Zweifel übrig ließ an der großen geistigen Kraft, die sich da entfaltete, könnte mit einer Quelle verglichen werden, die auf einsamer Bergeshöhe plötzlich hervorsprudelt, die aus eigener geheimnisvoller Gewalt die Decke der Erde sprengt, die sie bisher verbarg, oder mit einer Pflanze von seltener Gestalt und lieblichem Duft, die in stillem Waldesgrunde emporwuchs, von welcher man nichts ahnte, bis man sie in ihrer Schönheit erblickte. Es war eine geistige Pflanze, die ohne fremde und äußerliche Antriebe,

aus der Seele mütterlichem Boden
Freiwillig sproßt und ohne Gärtners Hilfe
Verschwenderische Blüten trieb.

Wir sehen in seinen mannigfachen Schöpfungen den reichsten Naturtrieb walten, wir sehen jene instinktive und intuitive Produktion, welche dem Genie eigen ist, und diese Produktionskraft war so groß, breitete sich so weit aus, daß wir bei Bitzius nicht, wie bei Schriftstellern, die nur wenige spärliche Denkmale ihres Geistes hinterließen, mühsam in seinem Leben forschen müssen, um seine Schriften zu enträtseln. Wir finden vielmehr sein Leben, seine ganze Form und Anschauungsweise, sein ganzes Sein und Streben bereits in seinen Werken, die sich gegenseitig aufs reichlichste ergänzen, aufs klarste erläutern und das volle Bild des Mannes geben, den ganzen Mann uns darstellen. Der Biograph kann daher hier wenig leisten. Bitzius ist selbst sein bester und ausführlichster Biograph gewesen. Seine Werke enthalten zugleich sein Leben, wenigstens den Kern, das Eigentümliche desselben. Wir können nur einige Umrisse beifügen, das Zerstreute sammeln und in Zusammenhang bringen, hier und da Mißverständnisse aufhellen, einzelnes erläutern und das Ganze in einen möglichst einheitlichen Rahmen fassen. Und wenn wir auch nichts vernachlässigen oder übergehen dürfen, was zur helleren Beleuchtung dieses Gesamtbildes beitragen kann, so müssen wir auf der anderen Seite auch stets die Voraussetzung festhalten, daß wir über den Mann und seine Schriften als über einen alten guten Bekannten des Lesers sprechen, der nicht mit der gleichen Förmlichkeit wie etwa ein ganz Fremder bei ihm einzuführen ist. Ohne Zeremonie, wie Bitzius selbst der Leserwelt sich vorstellt, verlangt auch diese letztere ergänzende Nachricht über sein Leben, das sie zwar in seinem wichtigsten Inhalt, aber der äußeren Form nach nur fragmentarisch kennt; sie verlangt über einiges Aufschlüsse, über anderes Ergänzungen. Sie möchte dem Lebenslauf des ihr lieb gewordenen Mannes folgen. Sie will ihn zu Hause, in der Heimat aufsuchen und dann sein möglichst treues, vollständiges Bild in eines jeden eigener Heimat, im eigenen Hause, als das Bild eines heimgegangenen Freundes aufstellen, welcher zum

eigenen geistigen Leben des einzelnen in so reichen Beziehungen stand. In diesem Sinne möge unsere Darstellung aufgenommen, nach diesem Bestreben, dessen Erfolg oft genug der Nachsicht bedürfen wird, möge sie gemessen werden.

Die Familie Bitzius ist ein älteres Geschlecht Berns, welches schon zur Zeit der Reformation in der Stadt Burgrecht hatte. Der Name selbst ist ursprünglich der Taufname Sulpicius, der in der Abkürzung „Bitzius" im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert häufig vorkommt und im gewöhnlichen Leben auch mit „Bitzi" ausgesprochen wird (wie Xandi statt Alexander, und andere mehr). So liest man in Anshelms Berner Chronik von einem Bitzius Haller, Bitzius Streler, Bitzius Archer, Bitzius Wyßhan usw. Mehrere der Familie Bitzius bekleideten vor Jahrhunderten wichtige Ämter in der alten Republik. So war im sechzehnten Jahrhundert ein Bitzius Großweibel des souveränen Rats, später Vogt zu Aarwangen, Hofmeister zu Königsfelden, was jetzt Oberamtmann heißen würde (das aufgehobene Kloster wurde eine bernische Amtei), dann Zeugherr und Mitglied des kleinen Rats. Von den Söhnen desselben, durch welche das Geschlecht sich in zwei Stämme spaltete, die noch heute dasselbe repräsentieren, war der eine, Hans, ebenfalls Mitglied des großen Rats, Kastellan zu Wimmis, der andere, Ulrich, wie sein Vater Großweibel, dann Vogt zu Brandis (dem einst stolzen, nun selbst in seiner Ruine verschwundenen Schlosse bei dem Dorfe Lützelflüh in der Höhe, welches wir im „Ritter von Brandis" kennen lernen und in der „Wassernot") und endlich ebenfalls Mitglied des kleinen Rats. Von diesem Ulrich stammt unser Bitzius im sechsten Grade ab. Sein Vater war Sigmund Friedrich Bitzius, geboren 1757, welcher sich, dem Beispiele des Großvaters folgend, dem geistlichen Beruf widmete, und im Jahre 1786 die Pfarrei Murten erhielt. Er hatte drei Frauen. Die dritte derselben war Elisabeth Kohler, aus einem ansehnlichen Geschlecht der Stadt Büren, unseres Bitzius Mutter, welcher am 4. Oktober 1797 als erster

Sohn geboren wurde und in der Taufe den Namen Albert bekam. Seine Geburt fiel in einen für die Geschichte Berns verhängnisvollen Zeitpunkt; denn gerade fünf Monate später zogen die Franzosen unter Schauenburg in seine Vaterstadt ein, welche seit ihrer Gründung, seit sechs Jahrhunderten, den ersten Feind in ihren Mauern sah. In Murten hatten die vorbeimarschierenden feindlichen Scharen das alte sogenannte Beinhaus zerstört, in welchem zum Andenken an die für die Schweizer glorreiche, für die Stadt Bern rettende Schlacht gegen Karl von Burgund die Gebeine der gebliebenen Burgunder moderten; eine späte Revanche an der sonderbaren charakteristischen Trophäe! Einen klassischeren Boden gibt es kaum in der Schweiz als dieses Murten mit seinem überaus lieblichen und fruchtbaren Gelände und dem herrlichen See, dessen Einfassung zwar weniger pittoresk ist als diejenige manches anderen Schweizer Sees, aber von mildem, südlichem Kolorit. Von der Mitte des östlichen Ufers desselben erhebt sich die freundliche Stadt, welche mit ihren Ringmauern und Türmen noch ganz ihre altertümliche Physiognomie beibehalten hat und vom See aus gesehen mit der sie umschließenden hüglichten Landschaft von der reichsten Vegetation einen reizenden Anblick gewährt.

Auf diesem schönen Fleck Erde voll großer Erinnerungen verlebte der Knabe Bitzius seine ersten Jahre und empfing die ersten Natureindrücke. Wir kennen alle die Macht solcher Kindheitseindrücke. Besonders haften große früh empfangene Naturbilder, wie Seen, Ströme und dergleichen, tief in unserer Einbildungskraft, und Bitzius war ein überaus erregbarer, phantasiereicher Knabe. Wenn in den Schriften des Mannes später so oft Gleichnisse vorkommen, die aus dem Leben des „bald lächelnden und zum Bade ladenden", bald brausenden und in Sturm gehüllten Sees entlehnt sind, so mag wohl der See seiner Kindheit seine Bilder ihm geliehen haben, und wohl mochte sein Geist gerne jene ersten dämmerhaften und träumerischen Tage in der Er-

innerung aufsuchen und mit dem zauberischen Schimmer der Poesie vergolden und verklären. Der Knabe war bald sieben Jahre alt und besuchte bereits die Schule, in welcher der Lehrer ihm das Zeugnis gab, der Kopf sei gut, aber die Füße wollten sich nicht stillehalten, als im Jahre 1804 sein Vater zum Pfarrer in Utzenstorf gewählt wurde und aus dem städtischen Leben Murtens in dies große Dorf übersiedelte. Utzenstorf, nicht gerade pittoresk in einer großen Ebene liegend, ist ausgezeichnet durch die Fruchtbarkeit des ganzen Geländes und den Wohlstand seiner Bewohner. Nicht weit von der in breitem Bett, aber oft mit geringem Wasser der Aare zuströmenden Emme, zwischen den beiden Hauptstraßen nach Aarau und nach Solothurn, von Bern etwa fünf Stunden entfernt, ist dieses Dorf — mit seinen herrlichen Wiesen, die von zahlreichen Bächen des klarsten Wassers gewässert werden, mit seinen fruchtbaren weiten Äckern, mit seinen prächtigen Obstgärten, die im Sommer den stattlichen Ort beschatten, und mit seinen schönen Umgebungen, dem von Wasser rings umgebenen Schlosse Landshut, dem reichen und fruchtbaren Nachbardorf Bätterinden — der wahre Typus eines stolzen und gesegneten Berner Dorfes, wie sie in diesem Kanton der „freiherrlichen Bauersame“ und des agrikolen Reichtums zu finden sind. Bitzius sagt irgendwo, auf die vielen Kreuz- und Querwege der großen Ortschaft anspielend, der Fremdling finde hier alles, was er suche, doch selten den rechten Weg. Bitzius hat mehrmals in seinen Erzählungen die Szenerie nach dem ihm so wohlbekannten Utzenstorf verlegt. Das ganze große Gebiet landabwärts gegen Solothurn und den Aargau zu gleicht einem fruchtbaren Garten. Der Wert des Bodens steigt hier aufs höchste, und die agrikole Physiognomie des Berner Landes entfaltet gerade in diesen Gegenden ihren größten Reichtum. Hier, im ländlich behaglichen Utzenstorf, brachte nun Bitzius seine Knabenjahre zu, und es kann als ein für seine Entwicklung nicht ganz unwichtiger Umstand angesehen werden, daß zur Pfarre Utzenstorf ein be-

deutendes Stück Land gehörte, welches eine eigentliche Bewirtschaftung zuließ. Der Pfarrer übernahm diese zuweilen selbst als wichtige Quelle seines Einkommens, da der Pachtzins an den Fiskus nur gering war. Der Knabe Albert, der für die Außenwelt früh ein ganz offenes Auge hatte und einen scharfen Beobachtungsgeist für alle kleinen und neuen Erscheinungen des täglichen Lebens zeigte, fing bald an, sich in diese landwirtschaftlichen Verhältnisse des Hauses einzuleben. Er griff, nach der Art lebensvoller Knaben, selbst zu, legte Hand an, wo er konnte, ward vertraut mit den Werkzeugen und der Ausführung der ländlichen Arbeiten. Er hielt früh Tiere, die er mit großer Sorgfalt und Liebe behandelte; er machte sich mit Pferden und Kühen zu schaffen. Reiten wurde später sein Vergnügen, und er unterrichtete sogar einmal in dieser edlen Kunst einen älteren Freund und Vetter, der ihn in den Schulferien besuchte. Das Pfarrhaus in Utzenstorf vereinigte für den Knaben die Vorzüge eines Hauses von städtischer Bildung mit denjenigen eines freien, ungezwungenen, heiteren Landlebens. Da sein Vater mehr die ökonomische Oberleitung sich vorbehielt, um das Detail dagegen sich weniger kümmerte, so beschäftigte sich der Sohn mit solchen Einzelheiten und zeigte bald Anlage, ein kundiger Landwirt zu werden. — Der junge rührige Albert war übrigens, wie sich denken läßt, ein schlauer Knabe, dem allerlei Schliche zu Sinne stiegen. So verlockte er einmal eine der Hennen, die seiner Mutter gehörten, zu einem geheimen Nest, und als nun Ostern herannahte, fragte er, im Bewußtsein des Besitzes eines den übrigen unbekannten Eierschatzes, mit schalkhafter Miene seine Mutter, wieviel Eier er und seine Geschwister bekommen würden, indem er bedeutsam und geheimnisreich hinzusetzte, er könne dann auch einen mäßigen Beitrag dazu liefern. Diese praktische und wirtschaftliche Richtung tat indessen anderen mehr den Geist fesselnden Beschäftigungen keinen Eintrag. Albert Bitzius las sehr gern und vielerlei. Seine Lieblingslektüre war Schweizer Geschichte, Chroniken und der-

gleichen. Auch Romane las er ziemlich früh in nicht geringem Maß. August Lafontaine und andere waren gute Bekannte und eifrig aufgesuchte Freunde. Diese Romanlektüre schadete indes dem kerngesunden Geist wenig und bereicherte seine Phantasie, die von außen wenig Nahrung erhielt. Dieselbe muß indessen schon früh ziemlich aufgeregt gewesen sein. Er hatte namentlich viel mit Räubergeschichten zu tun, und wenn sein Vater abwesend war und bei Tage nicht heimkehrte, wollte er ihm Leute mit Laternen entgegenschicken, aus Furcht, er sei in die Hände von Räubern gefallen; ja, er stellte sich vor, sein Vater sei selbst Räuberhauptmann und dergleichen. Diese Vorstellungen gestand er zwar erst in viel späteren Jahren seiner Familie ein, wenn er auf seine Jugendzeit zu sprechen kam, allein des Knaben Betragen bei solchen Gelegenheiten verwunderte schon früh seine Familiengenossen.

Der Knabe wurde übrigens zwar streng und einfach, jedoch stets liebreich erzogen. Sein Vater unterrichtete ihn selbst, besonders im Lateinischen, um ihn auf die Literarschule in Bern vorzubereiten, da er Theologie studieren sollte. Er tummelte sich auch wacker mit den Dorfknaben herum und machte diese erste Lebensschule des Verkehrs mit Gleichaltrigen in vollem Maße durch. So lernte er namentlich früh die ländlichen Spiele wie „Hurnußen" usw. und zeichnete sich dabei aus. Er war kameradschaftlich und verträglich. In seinem Charakter traten bald zwei Haupteigenschaften mehr und mehr hervor und gaben ihm die bestimmenden Umrisse: eine große Gutmütigkeit, ein sehr gutes Herz, wie man sagt, dessen Grundton neidloses Wohlwollen war und keine langdauernden oder tief haftenden Mißgefühle gegen andere zuließ, zugleich aber ein starkes Rechtsgefühl, welches überall und für alle Partei nahm, die nach seiner Ansicht Unrecht litten. Dieses Rechtsgefühl äußerte sich mit Rücksichtslosigkeit und wurde zu einem gewissen Oppositionsgeist, der leicht widersprach, und der Neutralität nicht leiden konnte. Er war derb und frei-

mütig, wenn er für irgend jemand den Fürsprecher machte, und gewöhnte sich schon als Knabe, sein Urteil über Recht und Unrecht in einem gegebenen Fall nicht zurückzuhalten. „Du nimmst für jeden Lump Partei!" sagte ihm einmal bei Tische sein Vater, als er sich für ein Individuum warm verwendete, das gerade, und wie es scheint, nicht in günstiger Weise, besprochen wurde. Ohngeachtet dieses Oppositionsgeistes war Bitzius ein disziplinierter und folgsamer Knabe, der zwar oft über das Befohlene und Aufgetragene murrte und räsonnierte, es aber doch ausführte und nach dem Befehl tat, während sein etwas jüngerer Bruder Fritz, von ungleichem Charakter, zwar bessere Worte gab und dem Befehlenden nicht widerstrebte, aber aus Trägheit das Aufgetragene nicht tat. Die Mutter Bitzius pflegte daher zu sagen, sie wolle lieber das Räsonieren von Albert, weil sie sicher sei, daß die Sache doch gemacht werde, als die Scheinfolgsamkeit und Bereitwilligkeit von Fritz, bei welcher dann nichts herauskomme. Albert war überhaupt der rauhere und derbere der beiden, und wie das zu gehen pflegt, waren diese Eigenschaften nicht geeignet, ihm den Vorrang vor seinem Bruder zu verschaffen. Von Verzogenheit und Verzärtelung konnte also bei ihm keine Rede sein. Die etwa zehn Jahre ältere Stiefschwester Marie war, wie der Altersunterschied es mit sich brachte, weniger Gespielin des Knaben als schwesterliche Schutzpatronin. Die Mutter Bitzius war eine heitere, freundliche, lebhafte Frau, welche schlicht und recht, ohne Prätension, nach einfachen Grundsätzen die Erziehung ihrer Kinder leitete. Sie war weder barsch noch allzu zärtlich gegen sie und wurde von ihnen stets als eine liebevolle, treffliche Mutter verehrt.

In diesem seinem elterlichen Familienkreise hatte Albert Bitzius etwa acht Jahre verlebt und stand im fünfzehnten Altersjahr, als er die Literarschule in Bern (von dem grünen mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Schulrock die grüne genannt) bezog, um später in die theologische Fakultät einzutreten. Der Zeitpunkt seines

Eintritts in die öffentliche Schule war insofern ein besonders günstiger, als gerade damals ein neuer vorzüglicher Lehrer an das obere Gymnasium berufen wurde, welches sich in etwas anarchischem Zustand befunden hatte und energischer Leitung bedurfte. Dieser Lehrer war Professor Samuel Lutz, später als theologischer Lehrer an der Hochschule ausgezeichnet, eine imponierende Persönlichkeit von würdevollem Ernst, gründlicher Bildung und edlem Charakter, ein Mann, der mit großer Autorität auf seine Schüler wirkte und ihnen in seinem ganzen Wesen wie eine römische Gestalt erschien. Seine Pensen am Gymnasium waren die alten Sprachen. Die Art seines Vortrages und seine Methode, selbst die Auswahl der zu interpretierenden Schriftsteller und Stücke waren fast ebensosehr wie auf streng philologisches Wissen auf Charakterbildung und Gesinnung gerichtet. Er übte auf die in seinen Pensen mit Vorliebe arbeitenden Schüler einen gewissen Zauber aus, der seinen Namen unter den Lehrern jener Periode zum gefeiertsten machte, und der allen seinen besseren Schülern unvergeßlich geblieben ist. — Unter diesem Lehrer, der zugleich Direktor des Gymnasiums war, machte Bitzius die reglementarischen zwei Gymnasialjahre durch. Indessen waren die alten Sprachen und die Sprachen überhaupt nicht sein Lieblingsfach und scheinen ihn auch später nie sonderlich angezogen zu haben, woran zum Teil Lehrmethode und Manier späterer Lehrer schuld haben mögen.

Im Jahre 1814 trat er in die so geheißene Akademie (Hochschule) ein und wurde Student. Nach der damaligen Einrichtung erforderte der theologische Lehrkurs sechs Jahre, von welchen die letzten drei den speziellen theologischen Disziplinen, die drei ersteren mehr den propädeutischen Fächern, wie Sprachen, Physik, Mathematik, Philosophie, gewidnet waren. Diese ältere Einrichtung hatte das Eigentümliche, daß die Universitätszeit und die damit verbundene Freiheit zwei Jahre früher eintraten, etwa nach der Tertia der heutigen Gymnasien. Diese frühe Freiheit mochte zwar hier und

da bei vorgeschritteneren Köpfen Entwicklung und Selbständigkeit fördern, wurde aber manchem Studierenden gefährlich, der schon im fünfzehnten oder sechzehnten Jahre sich selbst überlassen blieb. Wohl demjenigen daher, dessen Studien in solchem Zeitpunkt durch den Rat älterer Freunde, befreundeter Lehrer oder des eigenen Vaters jener Klippe entgingen und der notwendigen Leitung und Disziplinierung nicht entbehrten.

Bitzius wurde auch hierin von den Verhältnissen begünstigt und genoß das Glück, seine innere Entwicklung, durch keinen despotischen Zwang gehindert, auf Abwege gedrängt zu sehen und doch seiner Unerfahrenheit nicht gänzlich überlassen zu bleiben. Es wurde ihm wohlwollender Rat, reifere Einsicht und Leitung gebildeter Geister zuteil, die, ohne über ihn herrschen zu wollen, seine Studien bestimmten und auf seine Fragen Antwort und Weisung geben konnten. Er wohnte nämlich während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Bern im Hause seines Oheims Studer, Professor der Theologie, dessen Söhne, Bitzius' Vettern, zugleich seine vertrauten Freunde waren. Ein besonderes Vertrauensverhältnis bestand zwischen Bitzius und seinem Vetter Bernhard Studer, dem späterhin ausgezeichneten Mathematiker und berühmten Geologen. Dieser, einige Jahre älter als Bitzius, wurde bald sein vertrauter Ratgeber, gleichsam sein Studiendirektor, und als der ältere Freund Bern verließ und später nach Göttingen abreiste, gab ihm Bitzius in Briefen, in welchen er ihm seine ganze Seele offenbarte und ihm alle Zweifel und Gedanken über seine Studien, seinen Beruf oder allgemeine Gegenstände, die ihn gerade interessierten, mitteilte, Rat und Aufschluß wünschend, über sein inneres Leben getreulichen Bericht. Das Verhältnis zwischen beiden Freunden ist ein sehr schönes, wir möchten sagen, ideales. Bitzius beichtet dem Freunde alles, was er in wissenschaftlicher Beziehung treibt, bald in ernstem, bald in humoristischem Ton. So berichtet er einmal (1814) als Student über die Fächer, mit denen er sich beschäftige. Welche

Wissenschaft er als die erste setzen solle oder wolle, wisse er nicht, aber er wisse sehr wohl, welche zuletzt komme in seinen Augen. „Es ist wieder das arme Griechische," klagt er; „was es verschuldet hat, weiß ich nicht. Ich kann ihm gar keinen Geschmack abgewinnen. Vielleicht ist Hr. R. (Bitzius' Lehrer) selbst etwas daran schuld, der, ohne sich darum zu bekümmern, ob man es versteht, ohne auf die Eigenheiten und Schönheiten der Sprache aufmerksam zu machen, drauflos übersetzt, um das vorgenommene Pensum zu vollenden. Auf diese Weise machen seine Stunden dem Schüler Langeweile; dieser glaubt und muß glauben, es sei die Sprache, die sie hervorbringe, und bemüht sich denn auch bei Hause nicht, seine Kenntnisse zu erweitern, daß er der Kollegien entbehren könnte. Mir wenigstens geht es so." — Bitzius fühlt hier ziemlich richtig den Hauptfehler einer Methode heraus, welche nur zu oft aufstrebenden Knaben und Jünglingen die Freude an den Schriftstellern der Alten verkümmert, die willige Begeisterung ertötet und ihnen Lust und Möglichkeit abschneidet, die alten Klassiker, was sie doch sein sollten, zu Begleitern durchs Leben zu wählen. Doch scheint er sich nachher mit dem Griechischen etwas besser befreundet zu haben, da er (1817) an Studer schreibt, sein Fleiß in diesem Fach habe ihm, nebst der Physik, bei der Promotion in die eigentliche Theologie zum Rang des Tertius verholfen. (Der Erste war der spätere treffliche Philologe Rauchenstein, nun in Aarau.) Schon vorher hatte er einmal gemeldet, er habe den letzten Winter viel Griechisch studiert und Döderlein (der bekannte Philologe, der auch in Bern als Lehrer trefflich wirkte) habe ihm selbst seine große Zufriedenheit bezeugt.

Die liebsten Fächer waren ihm Mathematik und Physik, die er bei Professor Trechsel hörte. Gleich nach jenem ersten Stoßseufzer über das Griechische sagt er, er habe heute den Pythagoräischen Lehrsatz bewiesen und ein gutes Lob bekommen. Doch graue ihm vor der Repetition der bereits erklärten dreiunddreißig

Lehrsätze. Später forderte ihn einmal Herr Trechsel auf, sich an die mathematische Preisaufgabe zu machen, welcher Mahnung er jedoch nicht nachkam.

Auch mit der Philosophie wolle es nicht recht vorwärts, schreibt er im gleichen Brief. Hingegen fange er an, sich um Geschichte zu bekümmern und lese unter andern Macchiavells Florentinische Geschichte (in der deutschen Übersetzung). Was die Philosophie anbetrifft, so war die Art und Weise, in welcher zu Bitzius' Studienzeit diese Disziplin in Bern gelehrt wurde, mehr geeignet, die Studierenden zur Lektüre von Popularphilosophen als zum strengen Studium eines Systems hinzuleiten. Man las Schriftsteller, die durch schöne Form den Geschmack zu bilden und die Jugend für philosophische Bildung zu begeistern suchten, und wagte sich nicht in die Tiefe. Fries, Engel und andere waren der Jugend damals bekannter als Kant, Fichte, Reinhold, Schelling. So schreibt Bitzius an Studer (1817): „‚Julius und Evagoras'" (von Fries) wirken lebhaft auf mich. Es ist unter allen Büchern, welche ich kenne, dasjenige, welches, obwohl nicht makellos, am fähigsten ist, den Nebel der Vorurteile zu zerstreuen, den Eigennutz zu bekämpfen und für Ideen zu begeistern. ‚Glauben, Wissen und Ahndung', auch von Fries, das ich darauf wollte folgen lassen, verstand ich nicht und mußte es wieder beiseitelegen. Gegenwärtig lese ich Schleiermacher über die Religion, zwar mit Anstrengung, die aber der Genuß reichlich vergütet. Auch mit der Literatur fange ich an, mich als Bibliothekar der Studentenbibliothek bekannt zu machen, da sie mir bisher ziemlich gleichgültig geblieben. Die Literaturzeitungen machen mir die Gelehrsamkeit vieler Leute begreiflich, die über alles Bescheid wissen, ohne etwas recht zu verstehen."

Bitzius war nun in jene wichtige und folgenreiche Lebensperiode getreten, in welcher der vorwärts strebende Jüngling über sich selbst und die Welt nachzudenken anfängt, sein Wissens-

trieb rege wird, der Zweifel über so vieles in seine Seele einzieht, und in welcher die Vernunft, von bedeutender Lektüre, systematischeren Studien, Gesprächen mit Freunden und älteren Männern angeregt, die Schwingen zum ersten Fluge versucht. Ein Schriftsteller, der damals vor anderen auf den jungen Theologen wirkte, war Herder, dessen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" ein Lieblingsbuch von Bitzius war, wie überhaupt seine geschichtsphilosophischen Schriften, welche er gleichzeitig mit Müllers Schweizergeschichte besonders fleißig studierte. Auf seine theologischen Ansichten, seine Anschauungsweise über Geschichte und ihren Zusammenhang, worüber er das Interesse am einzelnen, namentlich an den handelnden Individualitäten, nie verlor, haben ohne Zweifel die Herderschen Schriften großen Einfluß gehabt. Wie gewaltig es in dem jugendlichen Kopfe gärte und sprudelte, sieht man aus der Korrespondenz mit E. Studer, in welcher er die wichtigsten Materien auf seine Weise behandelt. Da spricht er über die Religionen und ihre Geschichte, über den Einfluß der verschiednen Volkscharaktere, Klimate, Sitten auf dieselben, über die Entstehung des Christentums und dessen schnelle Verbreitung, sodann über die Reformation und die sie vorbereitenden Ursachen sowie über die Gründe, welche ihrem weiteren Fortschritt entgegenstanden. Neues und Überraschendes findet sich natürlich in diesen Exkursen nicht, wie denn in solchem Alter die Reminiszensen aus Schriftstellern, die man gerade studiert, unwillkürlich die Hauptrolle spielen und tiefer Begründetes hier noch nicht erwartet werden darf. Allein, das ist von Interesse dabei, daß Bitzius von allen diesen bedeutungsvollen Fragen, die aus dem Studium der Geschichte und der Philosophie der Geschichte hervorgehen, mächtig bewegt wurde, daß seine erwachte Vernunft sich über alles das Rechenschaft geben wollte und nach dem Zusammenhang der Dinge in den wichtigsten Phasen der Weltgeschichte, nach der Einheit und Stetigkeit forschte, die denkenden Köpfen ein Bedürfnis ist in das

Geschehende zu bringen. Er geht dabei von einem höheren Rationalismus aus, den er auch später nie verleugnete, von einem Gesetz der Entwicklung, welche der selbstdenkenden Vernunft des Menschen den größten Spielraum gestattet. Allein er hatte zugleich schon damals den Instinkt, daß die Religion das stärkste aller Bande sei, um die menschlichen Verhältnisse zusammenzuhalten und zu einer höheren Kultur zu führen, und daß es leichter sei, die religiösen Begriffe eines Volkes zu erschüttern und zu untergraben, als sie durch richtigere und fruchtbringendere zu ersetzen. Er fühlt es, wie schmal die Grenze zwischen dem Gebiet freier Forschung und demjenigen der Achtung vor feststehenden ehrwürdigen Glaubensformen ist, und er möchte diese Grenze nicht verwischen, er möchte jedem von beiden sein Recht widerfahren lassen. Besonders aber graut ihm vor despotischem, zwingendem Proselytismus in der einen oder anderen Richtung. Die Überzeugung soll von innen aus durch gewissenhafte Prüfung reifen. Zwang kann nur verderblich wirken. Bitzius dankt daher förmlich seinem älteren Freund, daß dieser mit ihm anders verfahren, daß er ihn nicht in blindem Eifer zum Proselyten habe machen wollen, sondern ihn dem eigenen Nachdenken überlassen und ihn dadurch vor den bei lebhaften Köpfen fast unausbleiblichen Rückschlägen aufgedrungener Ansichten bewahrt habe. Zuweilen ist Bitzius, wie denn bei strebsamen Jünglingen Ebbe und Flut abwechseln, in etwas hypochondrischer Stimmung und klagt, daß es doch nicht recht vorwärts wolle. So schreibt er unter anderem dem Freund: „So wie ich war, bin ich noch immer, um nichts vollkommner, nur sehr wenig meiner unabsehbaren Bahn entlang dem fernen Ziel entgegengerückt. Mit jedem Tage fühle ich mehr, daß mir die Gaben und die Kraft fehlen, mich über die Mittelmäßigkeit zu erheben und den Besten gleich zu werden. Nur mit der größten Anstrengung kann ich mich zur Gründlichkeit gewöhnen, ohne welche alle Studien vergeblich sind, man mag noch so viel lesen, interpretieren und ausziehen.

Es ist ein Fehler, durch die Art meiner Erziehung erzeugt, der sich nicht mehr wieder gut machen läßt. Es war schon zu spät, als Du mich zu erziehen anfingest und in mir Kräfte aufwecktest und Grundsätze pflanztest, die ich ohne Dich nie hätte kennen lernen."

Wir sehen hier den Jüngling jene, begabteren Naturen selten ersparte Krise durchmachen, die vom Instinkt zum Denken, vom bloß Angewöhnten und Überlieferten zum vernünftig Begründeten hinüberführt und die, gewaltsam beschleunigt oder gewaltsam zurückgedrängt, die schlimmsten Folgen hat, und die schlimmeren noch im letzteren Falle. Oder läßt sich nicht mit Recht behaupten, daß namentlich die kurzsichtige und ängstliche Unterdrückung jenes geistigen Gärungsprozesses, das Niederschlagen desselben durch Autorität und äußeren Zwang so oft die verstümmelte Bildung erzeugen, von welcher die falsch behandelte, in der wichtigsten Entwicklungszeit niedergehaltene und in sich zurückgescheuchte Seele nicht mehr gesunden kann, und daß dadurch eine Verkrüppelung des Charakters entstehe, die in so manchen traurigen Beispielen vor unseren Augen liegt, und zwar in einer Zeit, wo das Gegenteil so not täte, und wo Bildung des Charakters und Wahrheit desselben das wichtigste Augenmerk uneigennütziger Erzieher sein sollten?

Der Freund, den sich Bitzius in glücklicher Wahl damals zum Mentor erkoren hatte, behandelte ihn in diesem Zeitpunkt geistiger Entwicklung auf sehr einsichtige Weise. Er gab bloß Anhaltpunkte, leitete etwa seine Lektüre und überließ ihn im weiteren seiner eigenen Kraft, überzeugt, daß eine gesunde Natur sich selbst am besten helfe, und daß bei solchen Naturen dergleichen Krisen nicht nur unschädlich seien, sondern den notwendigen Durchgangspunkt zu der rechten geistigen Gesundheit bilden. Wo er fehlgehen möge, konnte er denken, da werde die zweite, die längere und strengere Schule des Lebens das Ihrige tun. Es war in der Tat ein Glück für eine so empfängliche und zugleich so anschmiegende und vertrauensvolle Natur, wie Bitzius war, daß ihm von seiten

seines Freundes diese Einsicht und Milde, diese Schonung seiner Freiheit zuteil wurde. Eine entgegengesetzte Behandlung, wie sie in unseren Tagen nur zu häufig ist, hätte den schüchternen, sich noch mißtrauenden Jüngling zwar für den Augenblick in eine beliebige Form von Glauben und Weltanschauung überhaupt pressen können, aber die heftigsten Rückschläge wären kaum ausgeblieben, der innere Friede, der nur aus einer völlig zwanglosen, auf stetige und natürliche Weise gewachsenen und gereiften Überzeugung quillt, wäre später gestört und am künftigen Bildungsgang des jungen Mannes eine große, vielleicht nicht wieder gut zu machende Sünde begangen worden.

Das akademische Leben in Bern war in den Studienjahren von Bitzius ein sehr mannigfach angeregtes. Viele talentvolle Köpfe, unter ihnen manche von Bitzius nächsten Freunden, fanden sich da zusammen. Eine literarische Gesellschaft war ins Leben gerufen worden, die in Sektionen, in eine mathematische, deutsche, historische, philosophische, deklamatorische Klasse usw. eingeteilt war, und an welcher sich auch, wie natürlich, unser Freund beteiligte. In der deklamatorischen Sektion wurden auch Schauspiele aufgeführt, unter anderen „Wallensteins Lager" und „Wilhelm Tell", welche Stücke mit großem Applaus vor einem vollen Hause im Stadttheater gegeben wurden. Bitzius spielte im „Wilhelm Tell" den Melchthal. Auch Körners „Zriny" (Körner war wie Schiller ein Hauptliebling der studierenden Jugend Berns) wurde aufgeführt. Bitzius hatte auch in diesem Stück eine Rolle, und es mag ihn ziemlich in Anspruch genommen haben. Denn er schreibt an Studer: „Das leidige Schauspiel, das mir obendrein nichts als Verdruß und Ärger gemacht, hat mich am Arbeiten viel gehindert. Eine philosophische Preisfrage, die ich auf Ansuchen des Herrn Professor Wyß zu lösen unternommen, mußte wegen desselben unvollendet gelassen werden, wenn ich nicht in allem anderen zurückbleiben wollte, so gern ich sie auch gemacht und so sehr es den Herrn Professor ärgerte."

Es war zudem die Zeit der, wenigstens in Bern sehr harmlosen, Bünde unter den Studierenden. Auch Bitzius spricht von einem solchen, in den er eingeweiht sei, und der seine meisten näheren Freunde einschloß. Vaterländische Dinge und die engere Kantonalpolitik wurden da besprochen, und Bitzius erwähnt einmal einer politischen Petition, die dort vorgelesen und dann einem Ratsmitglied überreicht worden sei.

Diese Vereine und Gesellschaften hatten für den jungen Bitzius den Vorteil, seinem Beobachtungsgeist Stoff und Nahrung zu geben und ihm bereits ein Bild genossenschaftlichen und gemeinheitlichen Lebens vorzuführen, welches im Großen und im Kleinen dasselbe ist. Bitzius berichtet seinem Freund Studer getreulich nach Göttingen über das Treiben, die Zustände und kleinen Wechselfälle besonders der literarischen Gesellschaft. Es gab da, wie überall, Reibungen, Zwistigkeiten, Versöhnungen, Austritte, Zeiten der Blüte und des Verfalls durch den Wechsel der Vorsteher und dergleichen. Bitzius wurde einmal zum Vorsteher der vereinigten literarischen Gesellschaft gewählt. Seine Neigung zum Praktischen und seine kameradschaftliche Geselligkeit machten ihn zum nützlichen und gern gesehenen Glied dieser akademischen Vereinigungen.

Auch an Damengesellschaft fehlte es dem jungen Theologen nicht. Schon seine verwandtschaftlichen Verhältnisse in Bern führten ihn in manches Haus ein, und daneben besuchte er auch andere Damenkreise, in welchen er sich ganz behaglich fühlte, obwohl er nicht tanzte, da ihm hierzu Anlage und Neigung, wie zu Musik und Gesang, fehlten.

Bitzius betrachtete das gesellige Leben auch als wertvolles Bildungsmittel, das mit den Studien Hand in Hand zu gehen habe. Er schreibt an Studer, daß er zwar manche Stunde, in welcher sich vortrefflich arbeiten ließe, aufs gesellige Leben verwende, dafür aber die freie Zeit desto besser benutze. „Allein auch die in Gesellschaft verlebten Stunden" — fährt er dann, dem

Freund seinen künftigen Lebensplan entwickelnd, fort — „achte ich keineswegs für verloren, seit ich mich gewöhnt, den Menschen in zwei Teile zu teilen, in einen *gelehrten* und einen *gebildeten* (die Einteilung ist allerdings nichts weniger als erschöpfend, der Sinn jedoch deutlich), und *jenem nicht so das Übergewicht einzuräumen, wie sonst geschehen, sondern sie einander zu koordinieren.* Denn," fügt er in richtigem Vorgefühl seines späteren wahren Lebensberufes hinzu, „ich fühle, daß ich nun einmal zu einem Gelehrten durchaus untüchtig bin, teils durch meine Erziehung, teils durch meine Gaben. Zugleich aber besitze ich zu viel Ehrgeiz, um als ein gemeiner Mann zu leben und zuletzt in einem Winkel ungekannt zu sterben. Es bleibt mir daher nichts übrig, als so viel Kenntnisse wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich dereinst, nicht in der gelehrten Welt, *wohl aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüchtiges Glied eingreifen, schaffen und wirken könne.* Dies ist diesem nach mein Studien und Lebensplan, über den Du vielleicht lachen oder mich bemitleiden wirst. Welches von beiden nun geschehen mag, so bitte ich Dich, mir mit Deiner gewohnten Freimütigkeit es kundzutun und, wenn es nach Deinen Ansichten meinen Fähigkeiten nicht angemessen wäre, mich eines Besseren zu belehren.

Ich will das Predigerfach wählen, wozu ich freilich nicht die besten Organe besitze, welche sich aber, wie Demosthenes lehrt, ausbilden lassen. Den nächsten Sommer, den ich in Utzenstorf zubringe, und vielleicht auch noch den Winter dazu, will ich den philologischen Wissenschaften, besonders dem Griechischen, widmen, nebenbei einigemal predigen. Erst in der Philologie vorgerückt, will ich mich auf Theologie, Philosophie und Geschichte werfen und jene hierbei als Hilfswissenschaft anwenden, nebenbei aber die Gesellschaft keineswegs vernachlässigen, nicht um Ton und Stil zu lernen (dieses wirst Du als Nebensache erkennen), sondern

um die Menschen zu studieren, welche man durch und durch begreifen und durchschauen muß, um mit Glück ihr Bestes zu befördern."

„Kann ich", so schließt dieser Lebensprospektus, „nach vollendeter Laufbahn auf unserer Akademie eine Universität beziehen, so werde ich es mit Freuden tun. Ist es aber nicht möglich, so gräme ich mich nicht deswegen, da ich im Grunde hier auf einem Vikariat mich zu meinen Zwecken ebenso gut bilden kann. Bildung der Menschen in der mir anvertrauten Gemeinde wird meine erste und einzige Pflicht sein. Sollte ich so hoch mich heben können, daß ich in mir Macht genug fühlte, ein veränderliches Publikum auf immer an mich fesseln zu können, so werde ich eine Stelle in der Stadt nicht ausschlagen, besonders wenn die Frömmelei zunehmen sollte, welcher man mit Macht entgegenzuarbeiten hat, wenn sie nicht alles ergreifen soll, besonders jetzt, da beinahe alle Geistlichen der Stadt auf ihre Seite sich hängen." (Dies ward im März 1817 geschrieben.)

In dieser letzten Stelle erkennen wir schon den immer stärker hervortretenden Zug in Bitzius' Charakter, nicht bloß seine Meinungen und Grundsätze unverblümt und unumwunden auszusprechen, sondern auch für dieselben in den Riß zu stehen und nötigenfalls dem Kampf entgegenzugehen. Er entwickelte später als Schriftsteller diese Energie in vollem Maße, und sie trug nicht wenig zu seinen Erfolgen bei.

Von den drei Jahren des theologischen Lehrkurses haben wir nichts zu melden, da uns die Korrespondenz mit Studer verläßt. Nur scheinen ihm die damaligen theologischen Vorlesungen in Bern im ganzen wenig gemundet zu haben.

Am Ende des Sommersemesters 1820 wurde Bitzius als Kandidat des Predigtamtes promoviert und erhielt die Konsekration. Er hatte die Prüfung gut bestanden und wurde sofort als Vikar bei seinem Vater in Utzenstorf angestellt. Im Frühjahr 1821 bezog er nach erhaltenem Urlaub die Universität

Göttingen, damals unter den deutschen Hochschulen die von Schweizern besuchteste und besonders in Bern in traditionellem Ansehen stehend, welches sich von Vater auf Sohn vererbte. Übrigens zählten die Fakultäten dort in jenem Zeitpunkt treffliche Lehrer. Juristen und Mediziner strömten besonders dahin. Auch die Theologen wurden durch Männer wie Plank angezogen. Es lehrten damals dort Bouterweck, Dißen, Ottfried Müller. Auch der alte Heeren hatte als Dozent großen Ruf, und kein Berner kam in jener Zeit aus Göttingen zurück, ohne die eine oder andere seiner Geschichtsvorlesungen angehört zu haben. Der Naturforscher Blumenbach und ein paar große medizinische Namen lockten die Studierenden dieser Fakultät herbei. Kurz, Göttingen war damals in Bern die fashionable Universität und die Göttinger in allen Fakultäten die weitaus zahlreichsten. Dieselben bildeten gewissermaßen eine Genossenschaft, die durch ihren oft stark ausgeprägten Gegensatz deutscher Bildung gegen französisches Wesen und französische Lebensanschauung im späteren Leben vielfach wirksam wurde. Schon Viktor von Bonstetten hatte in der Zeit seiner Jugend, lange vor der französischen Revolution, diesen stark markierten Kontrast deutschen und französischen Sinnes in seiner Vaterstadt wahrgenommen und als bedeutsam bezeichnet.

Wir bemerken hier zu unserer Rechtfertigung, daß wir der Berner Studienzeit von Bitzius diesen etwas größeren Raum in unserer Darstellung teils deswegen gestattet haben, weil für diesen Zeitabschnitt der erwähnte Briefwechsel mit Studer eine Quelle war, die auf die innere Entwicklung des Jünglings ein helleres Licht wirft, teils, weil diese Studienjahre Momente enthalten, die ganz entscheidend auf sein Leben und seine spätere Denkweise wirkten.

Zu diesen Momenten rechnen wir schon die allgemeine Physiognomie jener Zeit. Es war eine Zeit äußerer Ruhe, welche den jungen Gemütern vollen Spielraum zur Richtung der Auf-

merksamkeit auf sich selbst und auf geistige Dinge gestattete. Gewaltige Völkerbewegungen, Kriege, Revolutionen schienen auf lange Zeit aufgehört zu haben und eine, wie man sich jetzt ausdrücken würde, ganz konservative Epoche zu beginnen. Die jugendlichen Geister waren damals bei uns, wie anderswo, noch voll der großartigen Eindrücke der Befreiungskriege und des Sturzes der kolossalen Napoleonischen Weltherrschaft. Zugleich aber blickten sie vertrauend in die Zukunft, von welcher sie eine vernünftige Versöhnung des Alten mit dem Neuen, des historisch Begründeten mit den berechtigten Ideen der Neuzeit hofften. Man freute sich des Friedens. Die Gegenwart erschien nicht zerrissen und zerklüftet. Die studierende Jugend wurde durch keinen Bewegungsstrudel um sich her gewaltsam nach außen gerissen und dem Sammeln von Kenntnissen, den Studien von allgemeiner oder besonderer Richtung entzogen. Wer im Mannesalter Revolutionen und große öffentliche Krisen erlebt, kann denselben als bereits vollendeter und bestimmter Charakter entgegentreten; sie vermögen seinen inneren Kern, wenn dieser anders gesund ist, nicht zu zersetzen. Die Jugend hingegen, welche früh durch die Zeit, in die sie fällt, in die Bewegung hineingestoßen wird, und eine Periode ruhigen Sammelns und geistigen Erwerbens nie kennenlernt, wird zwar früh klug und geschult, früh des Lebens kundig, aber auch früh ungläubig und zu früh auf das Positive der Dinge, auf die ernüchternde und erkältende Betrachtung der wirklichen Welt und ihrer unabweislichen Kollisionen gerichtet. Der heitere, innere Grund, auf welchem das spätere Leben ruhen sollte, das Ideale, die Begeisterung, die es stärken und halten müssen, werden verdunkelt oder ganz zerstört. Wenn daher Plato es für ein vorzügliches Glück der Jugend, für die Bedingung eines künftigen tüchtigen Mannesalters hält, spät zur Erkenntnis des Schlimmen, zur Einsicht des Ungerechten in der Welt zu kommen, so genossen Bitzius und seine Mitstudierenden vor anderen Generationen dieses

Vorzuges, daß sie sich in aller Ruhe und Freiheit entwickeln konnten, und daß für sie wenigstens jene Zeit eine hoffnungsreiche und gläubige war.

Zu diesem allgemeinen Faktor kamen noch besondere. Bitzius war als Bürger einer alten Republik aufgewachsen und verbrachte seine Studienjahre in einer durch und durch protestantischen Stadt, unter einem ganz protestantischen Unterrichtssystem. Wenn auch die damalige Verfassung Berns eine aristokratische war, so trat man doch von oben herab den geistigen, namentlich den literarischen Einflüssen der Zeit nirgends hemmend entgegen. Deutsche Bildung war in Bern vorherrschend und drang gleichsam zu allen Poren ein. Die großen deutschen Klassiker waren in den Händen aller Studenten, die sich für Literatur interessierten. Schiller, schon seines „Wilhelm Tells" wegen in der Schweiz hochgefeiert, war bei uns, wie in Deutschland, der Liebling aller Jugend. Goethe, Wieland, Herder, Lessing, Voß wurden stark gelesen und studiert. Man ließ die akademische Jugend gewähren. Weder Staat noch Kirche tyrannisierten sie. Wo Beschränkung eintrat, galt sie mehr dem Äußerlichen, Disziplinarischen. Das innere Leben genoß größtmöglicher Freiheit. Die Jugend war daher weder revolutionär noch servil und kriechend. Sie war liberal im guten Sinne des Wortes. Es lag in der Zeitrichtung, wenigstens bei uns, etwas Vertrauendes, dem Zwiespalt Abgeneigtes. Wir sehen daher bei Bitzius und seinen Altersgenossen und Mitstrebenden aus jener Epoche den doppelten Charakter einerseits des Positiven, Affirmierenden, des Glaubens in weiterem Sinne gegenüber der Negation und der mißtrauischen, oft aus Blasiertheit entspringenden Skepsis späterer Perioden und andererseits den Charakter einer im ganzen rationellen, freien Entwicklung der Persönlichkeit ohne maschinenmäßige Dressur und sektenartigen Zwang. Dieser Doppelcharakter tritt uns später in Bitzius' Schriften sozusagen auf jeder Seite entgegen.

Als Bitzius im Frühling 1821 nach Göttingen reiste, zählte die Universität bei zwölfhundert Studierenden und entfaltete nach allen Richtungen ein reges Leben. Es studierten damals etwa vierzig Schweizer dort, welche, ohne eine landsmannschaftliche Verbindung im deutschen Sinn zu bilden, sich wöchentlich vereinigten und auch sonst in vielfachem Verkehr zusammenstanden. Bitzius nahmen allen kameradschaftlichen Vergnügungen teil; doch waren ihm die kleinen intimen Kreise lieber als die großen geräuschvollen. Die großen Kommerse sagten ihm nicht zu. Er hielt auch nicht wie einige seiner Kameraden zur Burschenschaft, sondern lebte so ziemlich eingezogen seinen Studien. Er besuchte weder die Reitschule noch den Fechtboden, kam auch nie zu Paukereien, machte aber zuweilen einen kameradschaftlichen Ritt mit Freunden. Er war, nach dem Zeugnis seiner Studiengenossen, ziemlich fleißig und eifrig in seinen Studien. In der Theologie hörte er bei Plank, dem berühmten Kirchenhistoriker, Kirchengeschichte, und dieses Fach war sein liebstes, welchem er die meiste Zeit widmete. Bei Heeren hörte er Geschichte und Ästhetik bei Bouterweck, und auch dieses Kolleg schien ihn sehr zu interessieren. Er las daneben ziemlich viel, und zu seinen Erholungen gehörte auch ein Leseverein mit einigen Freunden, in welchem namentlich Walter Scott beliebt war. Wir haben von Universitätsfreunden von Bitzius die Behauptung gehört, daß die Vorzüge dieses Schriftstellers, die Feinheit der Charakteristik, die psychologische Wahrheit, nicht ohne Einfluß auf Bitzius' Geist gewesen und auch in seinen Schriften noch nachgewirkt hätten, was leicht möglich ist.

Bitzius war bei seinen Kameraden und vertrauteren Freunden sehr beliebt. Er galt bei allen für einen zuverlässigen, ehrenfesten Charakter, und sein Betragen gegen alle war stets das, was der Engländer mit dem Wort „gentlemanlike" bezeichnet. Er war offen, von heiterer Laune, und wenn auch zuweilen seine Sarkasmen und seine Satire verletzten, so machte er das Übel gleich

selbst wieder gut, und die Gutmütigkeit, welche den Grundton seines Wesens bildete, hatte den Verletzten schnell wieder versöhnt. „Er war", sagte uns einer seiner vertrauten Universitätsfreunde, „eine noble Natur. Er hielt stets auf Anstand und Sitte. Roheit und Gemeinheit im Betragen wie im gesellschaftlichen Verkehr waren ihm aufs äußerste zuwider."

Im Frühjahr 1822 verließ Bitzius Göttingen, machte mit zwei Freunden, dem späteren eidgenössischen Kanzler Amrhyn und Rytz, später Pfarrer in Utzenstorf und bis zu Bitzius' Tod einer seiner Vertrautesten, eine größere Reise durch Deutschland, welche durch Preußen und Sachsen ging, und über deren Episoden und kleine Abenteuer er sich auch in späteren Jahren, wenn er mit seinem Reisegefährten Rytz zusammenkam, mit vielem Behagen unterhielt.

Nach seiner Heimkehr trat Bitzius wieder in das Vikariat bei seinem Vater in Utzenstorf ein und blieb hier bis zum Tode des letzteren, welcher im Jahre 1824 erfolgte. Dieses Vikariat war seine erste praktische Schule und gab ihm vielfache Gelegenheit, seinen ganz aufs Tun und Wirken gerichteten Sinn zu betätigen. Wo er helfen konnte, stund er ein, handelte mehr, als er räsonierte, trat dem Unrecht entgegen, wo er es zu finden glaubte, und griff ohne Absichtlichkeit und eigennützige Berechnung da ein, wo er nützen und bessern konnte. So gelang es unter anderem einmal seinen Bemühungen, einen Parteieid in einem giftigen Streithandel zwischen Vater und Sohn zu verhindern und einen Vergleich zustande zu bringen. Der alte Bauer sagte nachher seinem Vater, dem Pfarrer, er hätte nicht geglaubt, daß der Herr Vikar schon so viele Lebenserfahrung hätte und sich der Dinge schon so warm annähme. Ganz besonders lag ihm das Schulwesen am Herzen. Er besuchte nicht nur sehr fleißig die Schulen, sondern er half oft selbst dem Schulmeister, wenn dieser der großen Last nicht gewachsen schien oder eine Teilung der Arbeit die Sache fördern konnte, ganze Tage schulmeistern und Schule halten.

In dieser frühen, selbsttätig pädagogischen Wirksamkeit haben wir wohl den Schlüssel zu jener intimen Detailkenntnis des Primarschulwesens zu suchen, die wir in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" so vielfach entwickelt finden. Wir begreifen nun, wie dort der wackere Pfarrer seinem Käser so treffliche, ins kleinste praktische Detail eingehende Räte über Zeiteinteilung, Methode, Stoff, Folge und Plan in betreff seines Unterrichtes erteilen konnte, als ob das Schulehalten sein, des Ratenden, eigener langjähriger Beruf gewesen wäre. Wir erklären uns vollständig die in jenem Buch zutage tretende Sicherheit des Blickes und des Urteils, die nur aus eigenster Anschauung und Erfahrung entspringen kann. Seine überaus scharfen Sinne, verbunden mit dem natürlichen, stets lebendigen Beobachtungsgeist, mochten dem jungen Vikar in der Schulstube bald einen großen Reichtum von Erfahrungen zuführen, und als nun später die Zeit durchgreifender Reformen im Volksschulwesen gekommen war, mochte er im Bewußtsein dieser Erfahrungen und bei seiner großen Liebe zur Sache hinreichende Berechtigung fühlen, seine Stimme als Sachverständiger laut und unumwunden zu erheben. Die Gemeinde Utzenstorf, mit welcher er als Vikar überhaupt im allerbesten Vernehmen stand, war auch so sehr dankbar für seine Bemühungen im Schulwesen, daß sie ihn, als er beim Tod seines Vaters von Utzenstorf schied, mit einer goldenen Repetieruhr beschenkte, eine gewiß seltene Auszeichnung, welche die Geber und den Beschenkten gleich ehrt.

Das Kirchdorf Herzogenbuchsee, wohin Bitzius im Jahr 1824 als Vikar versetzt wurde, ist ein großes, fast städtisches, industrielles und reiches Dorf an der großen Aargauer Straße, in dem Landesteile Berns, welcher von seiner Angrenzung ans Aargau, mit dessen Landesphysiognomie er vielfache Ähnlichkeit hat, den Namen Oberaargau führt. Hier, in einer schönen Gegend, ähnlich derjenigen von Utzenstorf an Fruchtbarkeit und natürlichem Reichtum, brachte Bitzius, der nun siebenundzwanzig Jahre zählte, fünf

Jahre zu, eine Zeit, die vollkommen genügte, um ihn dort ganz heimisch zu machen. Wir finden später in seinen Schriften die mannigfachsten Erinnerungen an diese Jahre, an die Landschaft und die Sitten ihrer Bewohner wieder. Bitzius war „in den Dörfern", wie der Emmentaler so oft bei ihm das oberaargauische Land nennt, so gut zu Hause, wie er es nachher in seinem Emmental war. In der kleinen Erzählung „Der Besuch" hat er uns einzelne Züge des Kontrastes zwischen beiden Landschaften und ihren Sitten aufbewahrt; „Die Käserei in der Vehfreude" spielt offenbar im Oberaargau, und im „Silvestertraume" werden wir an jenem Sylvesterabend, der dort so schön und so feierlich beschrieben wird, ganz in das weit ausgedehnte und herrliche Aartal versetzt, welches links begrenzt wird „von jenem heimeligen blauen Berg, halb Berner, halb Solothurner, hinter dem die dünnblütigen Franzosen wohnen, den uns Gottes eigene Hand aufgemauert hat, als Scheidewand zwischen ihrem Sinn und unserem Sinn, zwischen ihrem Lande und unserem Lande."

Diese Zeit in Herzogenbuchsee, an welche sich Bitzius stets so gern erinnerte, wurde ein wichtiger und bedeutsamer Abschnitt in seinem Leben besonders dadurch, daß er hier noch mehr als in seiner früheren Station sich in das Leben des Volkes, in dessen Sitten, Gebräuche, Anschauungsweise einlebte und sich keine Zeit und Mühe verdrießen ließ, es von allen Seiten kennenzulernen und die Menschen, in deren Mitte er lebte, zu studieren. Er hatte von der Natur jenen Sinn erhalten, der sich gerne um die Angelegenheiten der Menschen bekümmert und die kleinen Interessen, Sorgen, Hoffnungen des einzelnen, auch des Ärmsten und Geringsten kennenzulernen nicht unter seiner Würde hält und dabei weder aus eitler Neugierde noch aus der gefährlicheren Absicht handelt, aus dem Besitz fremder Geheimnisse Vorteil zu ziehen und die Leute durch ihr Bewußtsein von dieser Kenntnis ihrer Mysterien von sich abhängig zu machen. Bitzius kam ihnen vielmehr, wo er sie traf, mit der offenen und unbefangenen Seele

des Dichters entgegen, der das menschliche Herz, das unter jedem Kleide, unter jedem Dache mit gleichen Schlägen pulsiert, in seinen Falten und verborgenen feineren Regungen zu belauschen sucht, auch wo er nicht unmittelbar als Rater oder als hilfreicher und bereitwilliger Freund erschien. Er besaß die Eigenschaften, welche ihm die Herzen des Volkes aufschlossen und den Docht vertraulichen Gespräches nie ausglimmen ließen, das freie uneigennützige Wohlwollen für jeden einzelnen und die aus diesem Wohlwollen hervorgehende Geduld, jeden anzuhören und eines jeden Angelegenheit, wie geringfügig sie auch für einen Fremden war, momentan zu der seinigen zu machen. Er hatte Zeit für alle, und seine behagliche Umgangsweise mahnte weder zur Eile und Kürze noch zum vorschnellen Abbrechen einer angesponnenen Unterhaltung. Als ihm späterhin einst ein Amtsbruder über langweilige und ermüdende Audienzen und so viele unabweisbare, unnütze Gespräche klagte, antwortete er ihm, gerade das seien seine glücklichsten Stunden, man müsse nur so ein Mütterchen nicht stören und es recht sich ausreden lassen, dann schließe es sein ganzes Herz auf und lasse in sein Innerstes blicken.

Diesen Trieb seines Herzens, der, ihm unbewußt, zugleich seine dichterische Anlage und das Streben seines Geistes nach Wahrheit und Erkenntnis beurkundete, ließ Bitzius in Herzogenbuchsee, schon selbständiger und zuversichtlicher geworden, frei walten. — Seine dortige Lebensweise schildert uns ein Landmann, der schon damals mit ihm genau befreundet wurde und stets mit ihm im vertraulichsten Verkehr geblieben ist, mit folgenden schlichten und treffenden Worten: „Er machte", sagt er, „überhaupt viel Hausbesuche und wußte sich dabei so zu benehmen, daß er gleich das Vertrauen der Leute erwarb. Er hatte immer viel zu fragen und bekam oft die naivsten Antworten, die ihn tief in das Innerste der Menschen blicken ließen. Wenn er zwei oder drei Male in einem Hause war, so hatte er die ganze Hausordnung los bis ins Kuchigenterli und die sämtlichen Familienverhältnisse

bis in den hintersten Winkel. Auf diese Art erwarb er sich die gründliche Kenntnis des Volkslebens, wie sie vor ihm kein Volksschriftsteller hatte. Er war überhaupt unermüdlich tätig, bei den Schulen, bei den Gemeindsverhältnissen und dem Armenwesen, sogar bei den Gesangvereinen, obschon er selbst kein Sänger war. Kurz, er mischte sich in alle Angelegenheiten; er konnte mit einem Mädchen scherzen oder mit einer Hausfrau über ihren Kabisplätz sprechen und handkehrum mit einem älteren Mann ein sehr ernstes Gespräch führen. Er suchte jedem das zu sein, was er glaubte das ihm am besten entspreche. Er sagte mir selbst, daß er oft am Samstagabend nicht gewußt habe, was er am Sonntag predigen wolle. Am Sonntagmorgen stund er bei Tagesanbruch auf, nämlich im Sommer, und machte einen Kehr nach Niederönz, Oberönz und Bethenhausen usw. (kleine Ortschaften in der Nähe von Herzogenbuchsee). Auf diesm Kehr faßte er sich dann die Grundidee zu seiner Predigt. Im Winter machte er solche Reisen am Samstagabend. Ich erinnere mich (so erzählt der nämliche Freund), daß er mich auf einem solchen Kehr besuchte, und am Sonntag erschienen Bruchstücke aus unserer Unterredung in seiner Predigt. Damit er nicht etwa zu viel sitzen müsse, ging er zur Herbstzeit mit einigen Freunden auf die Jagd. Sein „Silvestertraum rührt aus der Erinnerung an jene Jagdabenteuer her."

Dieser Freund, durch Bitzius selbst an die größte Freimütigkeit gewöhnt, sagte ihm seine Meinung, auch wo er zu widersprechen und zu tadeln hatte, immer geradeheraus und bemerkte ihm einmal, um seine Meinung über eine Predigt des Vikars gefragt, in welcher dieser, wie es dem Freunde schien, auf allzu satirische Weise den Leichtsinn und die Eitelkeit der jungen Leute gegeißelt hatte, — „daß er auf diese Weise die Leute kaum bessern, sondern nur gegen sich aufbringen werde. Wenn er ihnen auch nachher eine Hutte (Hängekorb) voll Gutes bringe, so werden sie ihm nichts mehr abnehmen."

So lebte Bitzius als Vikar in Herzogenbuchsee mehr und mehr dem praktischen Leben und seinen Anforderungen zugewandt, den hellen Blick stets aufs Nächste, auf die ihn umgebende Welt, auf die Wirklichkeit der Dinge gerichtet. Seine Beziehungen waren vielfach; aber das größte Interesse nahm er, dem Landmann nahestehend und dessen Leben selbst mitlebend, an Land und Leuten selbst. Dort schon lernte er jene großen Bauernhäuser, jene „freiherrlichen Bauern“ kennen, jene Familien von „altadeliger Ehrbarkeit“ und wahrhaft patriarchalischer Gastfreiheit, die er mit so vieler Liebe und Wärme in seinen Schriften schildert, deren Sinn und Sitten er in so manchem farbenvollen Bild verewigt hat.

In dortiger Gegend war der Stammsitz jener Familie Friedli, von Brechershäusern genannt, welcher bis über den Rhein nach Deutschland hinüber den wandernden Handwerksgesellen bekannt war, weil keiner von ihnen aus dem gastfreien Hause nach dem Nachtlager ohne einen Zehrpfennig entlassen wurde. Dort lernte Bitzius jenen anderen Bauer kennen, von dem er erzählte, er sei so gewissenhaft gewesen, daß er, wenn er Päckchen von Scheidemünze zu Zahlungen zurechtlegte, stets ein Halbbatzenstück mehr, als der Betrag des Päckleins ausmachen sollte, in dasselbe tat, aus Besorgnis, er möchte durch Mißzählen der Stücke den Gläubiger in Schaden versetzen. Solche Züge entgingen Bitzius nie. Sie waren ihm etwas Typisches, eine ganze Zeit und Denkweise Kennzeichnendes. Er verwebte sie dann später in seine dichterischen Erzählungen und drückte ihnen so ein unvergängliches Gepräge auf.

Wenn das Privatleben mit seinen vielfachen Seiten und Richtungen gleichsam das Hauptstudium von Bitzius ausmachte, so hatte er doch nicht weniger für die öffentlichen Verhältnisse, die politischen Zustände und Symptome einen richtigen klaren Blick und einen offenen Sinn, der sich nicht durch den Schein täuschen ließ und auf eigener Beobachtung und Wahrnehmung

ruhte. Die Epoche, die man die Restaurationszeit nennt, neigte sich ihrem Ende zu. In Bitzius' Heimatkanton Bern herrschte zwar, wie fast überall, die tiefste Ruhe. Der Himmel schien ganz heiter, und gleichwohl glaubte Bitzius nicht an die Dauer der damaligen aristokratischen Verfassung; er hielt das Bestehende für prekär, den Boden, auf welchem es stand, für hohl, die Zukunft für ungewiß. Er sprach diese Ansicht einmal im Jahr 1829 gegen einen vertrauten Jugendfreund in Bern, welcher Staatsbeamter war, offen aus und teilte ihm seine Gedanken über die Lage der Dinge mit, die äußerlich eine vollkommen ruhige war. Er hatte aus seinem vielfachen und unbefangenen Verkehr mit einflußreichen Landleuten und Bürgern der kleinen Städte entnehmen können, daß man auf dem Lande zwar nicht mit der Regierung, den regierenden Personen und ihrer Verwaltungsweise, aber mit der patrizischen Verfassung unzufrieden sei, und er glaubte, wie er seinem Freunde sagte, nicht, daß diese Verfassung einer oppositionellen Bewegung, die durch äußere Konstellationen möchte herbeigeführt werden, zu widerstehen imstande sein würde. Der Erfolg hat diese Ansicht bestätigt, die er übrigens dem Freund ohne alle eigene Leidenschaft, lediglich als wahrgenommene Tatsache, mitteilte. Er selbst stand der Politik fern und war persönlich weder über Personen noch über Sachen erbittert. Er hatte zwar mit dem damaligen etwas selbstherrlichen Oberamtmann des Bezirks Wangen, zu welchem Herzogenbuchsee gehörte, allerlei amtliche Späne. Sein Rechtsgefühl war leicht verletzt, und dann wurde er rücksichtslos und schonte auch seine Oberen nicht. Auch lag etwas Oppositionelles überhaupt in seinem Charakter. Diese amtlichen Reibungen ließen indes keine Bitterkeit in dem jungen Vikar zurück. Jene spätere Erzählung: „Der Oberamtmann und der Amtsrichter", in welcher jener Beamte vorkommt, und die uns treue Reminiszenzen aus der Zeit seines Aufenthaltes in Herzogenbuchsee zu enthalten scheint, ist durchaus heiter und humoristisch gehalten und bezeugt wahr und treffend

in ihren Hauptzügen die Gerechtigkeitsliebe und unparteiische strenge Haltung der Regierung ihren Beamten gegenüber, wenn dieselben zu Beschwerden und Klagen Anlaß gaben.

Im Jahr 1829 wurde Bitzius als Vikar nach Bern berufen und predigte an der Auffahrt dieses Jahres zum erstenmal in der Heiligen-Geist-Kirche daselbst. Sein Vorgesetzter war Herr Pfarrer Wyttenbach, bereits in sehr hohem Alter, auch als Gelehrter und Liebhaber der Naturwissenschaften in seiner Vaterstadt rühmlichst bekannt. Bitzius blieb in diesem Vikariat nur etwa anderthalb Jahre. Seine Hauptbeschäftigung neben den Funktionen seines Amtes bezog sich auf das Armenwesen seines Sprengels, dem er mit großem Eifer oblag. Das Schulwesen nahm ihn ebenfalls in Anspruch. Er war in seinem Kirchspiel Schulinspektor. Als Prediger hatte er, obgleich der Inhalt seiner Predigten sehr gut war, nicht besonders großen Zulauf. Sein Redeorgan und seine Aussprache waren ihm in dieser Beziehung hinderlich. Bei aller Gedankenfülle und richtiger Betonung der Worte und Sätze fehlte ihm jenes Feuer und der leichte und mächtige Fluß der Rede, welche den geistlichen wie den weltlichen Redner ausmachen und den Zuhörer zu ihren Vorträgen locken. Seine Stärke lag, wenigstens gegen seine großen anderen Erfolge gehalten, nicht in dieser Richtung.

Besonderes Interesse bietet übrigens sein Aufenthalt in Bern nicht dar. Zeit zu Studien fand er nicht. Er hatte einen großen Sprengel zu besorgen, und die Zeit, die er von seiner amtlichen Tätigkeit erübrigen konnte, war der Erholung gewidmet. Er besuchte damals besonders oft Damengesellschaften, und geselliger Verkehr sagte seiner Neigung am meisten zu. Witz und fröhliche Laune, Offenheit und Zuverlässigkeit machten ihn zum beliebten Gesellschafter und stets willkommenen Freund.

Zum letzten Male sollte er nun auf eine Station als Vikar berufen werden, und am Neujahrstag 1831 reiste er als solcher, nachdem er mit Mutter und Schwester den festlichen Tag nach

alter Sitte gefeiert, in das von Bern etwa fünf Stunden entfernte **Lützelflüh** ab . . .

sedes ubi fata quietas ostendunt . . .

welches ihm zum bleibenden Sitz für das Leben beschieden war, und dessen Kirchhof einst, nach einer Reihe glücklicher und tätiger Jahre, nach rastlosem Tagewerke auch seine irdische Hülle umschließen sollte.

Das Bernische Emmental ist durch Bitzius' Schriften der lesenden Welt fast so bekannt geworden, als das Berner Oberland der reisenden Welt längst war. Seine Physiognomie ist freundlich und heimatlich, wie die des Oberlandes erhaben und pittoresk. Was dem Emmental, von welchem das eigentliche Flußgebiet der Emme nur den kleineren Teil bildet, seinen Charakter gibt, sind die zahmen, nur selten von Felspartien unterbrochenen konischen Hügel der Haupttäler mit einer Menge kleinerer Seitentäler, der Reichtum der Vegetation und des Wassers, die sich immer weiter nach den Höhen ziehende Kultur des Landes, daher die vielen Bergheimatgüter mit immer neuen Aussichten, der ganz germanische oder alemannische Charakter der zerstreuten Bauernhöfe, von denen die größeren mit dem Komplex ihrer Gehöfte wie kleine Ortschaften aussehen, endlich der tätige, aber mehr ernste und innerliche Charakter der Bewohner dieser Landschaft, deren stattliche Dörfer von regem Fleiß und glücklichem Wohlstand zeugen, so wie die schmucken Häuser mit den geordneten zierlichen Gärten jenen echt germanischen Sinn für Nettigkeit, Reinlichkeit, häusliche Ordnung beurkunden. Einen eigenen aristokratischen Anstrich geben den größeren und bedeutenderen Emmentaler Dörfern ihre **Schächen**, das heißt eine Art Vorstädte, vom ärmeren Volke bewohnt, oft nach verschiedenen Seiten hin das Dorf verlängernd, dessen Kern mit den reicheren Wohnungen wie eine kleine City in der Mitte liegt. (**Schächen** bedeuten eigentlich die Talsohlen, die Ufer eines Flusses im weiteren Sinn, bei der Emme gewöhnlich mit Wald und Gestrüpp bedeckt,

auf denen die kleinen Häuschen der Armen liegen, die sich gleichsam den Augen der Menschen mit ihrem Elend entziehen). Daher die Benennungen: Schächler und Dörfler, die in den Gemeindeangelegenheiten oft eine Rolle spielen, da sie verschiedenartige Interessen bezeichnen. Reisende, die auch England gut kannten, haben in dieser eigentümlichen Physiognomie mancher Emmentalischen Dörfer Ähnlichkeit mit derjenigen in einigen englischen Grafschaften finden wollen.

Das Dorf Lützelflüh nun liegt im eigentlichen Emmental, auf den Höhen des rechten Flußufers, etwa anderthalb Stunden oberhalb Burgdorfs und ist eines der größeren des Emmentals. Gegen Nord und Ost ist es von grünen Hügeln umgeben, die schöne Buchenwälder bekränzen. Auf einem derselben stand das herrschaftliche Schloß Brandis, welches im Jahre 1798 bei der französischen Invasion von den Bauern zerstört wurde. Tief unten fließt die Emme, über welche die große Luzern—Bern-Straße auf altersgrauer Brücke führt. Das Dorf breitet sich oben parallel mit dem Flusse aus. Stromaufwärts erblickt man, über die weiteren oberemmentalischen Höhen wegsehend, ein paar Gletscherfirnen des Oberlandes, während dem stromabwärts gerichteten Blick zwischen den anmutigen Haslebergen und den Hügeln des rechten Ufers ein Stück von „Juras blauer Wand" begegnet. Die Pfarrgemeinde Lützelflüh ist weit ausgedehnt, so daß sie an nicht weniger als dreizehn andere Kirchgemeinden grenzt. Sie zählt etwa 3600 Einwohner und so viele auswärts wohnende Bürger, daß einmal in einem Jahre 136 Taufen von Kindern solcher Absentees eingeschrieben wurden. Diese vielen auswärts Wohnenden machen auch hier, wie überall im Emmental, eine starke Korrespondenz nötig, und die Pfarrgeschäfte sind bedeutend. Auch kann sich der Pfarrer von Lützelflüh bei der sonderbaren geographischen Lage des Sprengels, dessen einzelne Ortschaften sehr weit auseinanderliegen und durch die mannigfachsten Einschnitte anderer Gemeinden getrennt sind, hin-

reichende Bewegung machen, um an die verschiedenen Peripheriepunkte zu gelangen.

Der neue Vikar Bitzius hatte daher im Jahre 1831 vollauf zu tun mit Besorgung seiner Amtsgeschäfte; er hatte sich in ganz neue Verhältnisse einzustudieren, die Gemeinde kennenzulernen. Diese gewann den tätigen, immer rasch angreifenden, dabei runden und franken jungen Mann bald lieb, und es war ihr daher sehr erfreulich und erwünscht, als, nach dem ein Jahr darauf erfolgten Tod des alten Pfarrers, Bitzius im März 1832 an dessen Stelle zum Pfarrer ernannt wurde und im April bereits das neue wichtige Amt antrat.

Das Jahr 1832 wurde auch noch in anderer Beziehung ein Schicksalsjahr für Bitzius, indem er in diesem die Bekanntschaft seiner liebenswürdigen Gattin machte, der Großtochter seines Vorgängers im Amt, des Pfarrers Faßnacht, und Tochter des Professors Zeender, eines bekannten akademischen Lehrers in Bern. Fräulein Zeender kam zuweilen in die Pfarre Lützelflüh auf Besuch, woselbst sie Bitzius kennen lernte. Die Herzen kamen sich entgegen, und am 8. Januar 1833 feierte der glückliche Pfarrer seine Hochzeit, von seinem vertrauten Freund Farschon, dem Pfarrer in Wynigen bei Burgdorf, eingesegnet.

Eine neue Lebensepoche voll Tätigkeit und Glück geht nun für Bitzius auf. Er hat einen selbständigen Wirkungskreis gewonnen. Das Los eines Vikars gleicht so ziemlich demjenigen eines Wallensteinischen Soldaten. Auch er muß ohne Heimat

Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Kann sich am eigenen Herd nicht wärmen.

Dies ist nun für Bitzius überwunden. Er hat einen sicheren Stand und eine bleibende Stätte. Das Δός μοί ποῦ στῶ (gib mir einen Ort, wo ich stehen kann) ist für ihn in Erfüllung gegangen, und neben einer Zukunft reicher Berufstätigkeit und bürgerlicher Wirksamkeit steht die Hütte häuslichen Glückes aufgerichtet, welche jene krönt, ergänzt und frisch und lebendig erhält. Beide

Sphären griffen von nun an für ihn ineinander, und Haus und Familie sind der feste Ausgangspunkt wie der stets erfrischende Ruhepunkt für das öffentliche und amtliche Wirken geworden.

Die Vorsehung meint es gut mit Bitzius, daß er auch hierin seinem innersten Triebe nachgehen konnte. Ein so ungetrübtes Familienglück, wie es ihm zuteil ward, gab dem von jeher heiteren und hellen Grund seiner Seele jene Klarheit und Tiefe, die uns in seinen Schriften so wohl tun, die seinen persönlichen Umgang so anziehend machten und die neidwerte Sicherheit seines Wesens in allen Beziehungen zutage treten ließen.

Bitzius lebte nun in der ersten Zeit ganz seinem Amte und seiner Gemeinde. Außer der eigentlichen Seelsorge waren es wieder das Schulwesen und die Armenpflege, welche ihn beschäftigten, und welche immer mehr Hauptziele seiner Bestrebungen wurden. Es war allerdings für diese Bestrebungen eine fruchtbare Zeit, in welcher die Gedanken der einzelnen den öffentlichen Wünschen entgegenkamen und das Bedürfnis von Reformen gerade hier am tiefsten gefühlt wurde.

Der Kanton Bern hatte im Jahre 1831 eine neue demokratische Verfassung erhalten; auf die lange Ruhe des öffentlichen Lebens war plötzlich eine gewaltige, oft fieberhafte Bewegung gefolgt. Es sollte in allen Richtungen reformiert werden. Wichtige Gesetzesprojekte der verschiedensten Art wurden ausgearbeitet und votiert oder wenigstens vorbereitet. Es war eine Zeit des Werdens und Schaffens, die darum auch unvermeidlich den chaotischen Charakter solcher Perioden an sich trug und in der brausenden Gärung der Elemente noch wenig feste Gestaltungen erblicken ließ. In keinem öffentlichen Verwaltungszweig aber regte sich's stärker und allseitiger als im Schulwesen, namentlich im Primarschulwesen. Man sah die Sorge für dasselbe nicht mit Unrecht als die eigentliche Grundsteinlegung einer besseren Zukunft an. Die ersten Fachmänner des Kantons, voraus Fellenberg, der längst in Hofwyl seinen Landsleuten durch praktisches Beispiel

über Primarschule, Armenerziehung und Landwirtschaft predigte und nun voll großartiger Pläne war für die Schulreform des Kantons, wendeten sich mit Energie dieser Seite des öffentlichen Wohles zu. Die früher sehr vernachlässigte Bildung von Primarschullehrern schien das notwendigste Fundament des neuen Gebäudes, dessen Werkmeister freilich beizeiten über Grundrisse und Ausführung uneins wurden, so daß Fellenberg und seine Kollegen in der Staatsbehörde, dem Erziehungsdepartement, bald ganz verschiedene Wege einschlugen. Es entstanden Reibungen, Rivalitäten, heftige Meinungskämpfe, und der Ausführung der reformatorischen Ideen traten bald überall Hindernisse aller Art entgegen, wobei viel Menschliches zum Vorschein kam, große Namen kleinliche Seiten zeigten und das Iliacos intra muros peccatur et extra vielfach seine Anwendung fand. Bitzius hat diese Entwicklungsgeschichte des Berner Primarschulwesens in jenen Jahren in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" vortrefflich geschildert. Er konnte das als Kundiger und Mitleidender tun. Denn er wurde früh in jene Kämpfe verflochten. Es wurden nämlich infolge der Spaltung zwischen Hofwyl und dem Bernischen Erziehungsdepartement rivale Normalkurse für Schullehrer einerseits in Hofwyl, andrerseits auf verschiedenen Punkten des Kantons gehalten (das kantonale Schullehrerseminar war eine spätere Schöpfung), und an den letzteren beteiligten sich vorzüglich fähige Geistliche der betreffenden Landesgegend. Auch Bitzius bot seine Dienste an für den Normalkurs, der in Burgdorf abgehalten wurde, und trug hier Schweizer Geschichte vor, wobei er von den Schulblättern, die in Hofwyl erschienen und die Staats-Normalkurse einer scharfen Kritik unterwarfen, gleich anderen viel zu leiden hatte, wie wir aus Äußerungen in seinen Briefen sehen. Er saß auch zu jener Zeit in einer größeren Schulkommission, wo indes seine Stimme von den Tonangebern wenig beachtet wurde, da, wie jedermann weiß, das Mitreden jüngerer, wenn auch ganz kompetenter Sach-

verständiger bei Scholarchen nicht weniger als bei anderen an die „gloria obsequii“ gewöhnten Majestätspersonen leicht als Unbescheidenheit und Zudringlichkeit ausgelegt wird.

Neben dem Volksschulwesen waren es die Armenverhältnisse, welche die Blicke gemeinnütziger Männer auf sich zogen und ihre vielseitige Tätigkeit in Anspruch nahmen. Das erste und Dringendste, was auf diesem Gebiet zu unternehmen war, bestand in einer besseren Erziehung armer Kinder, die bis dahin gänzlich dem Zufall preisgegeben war und unter der größten Verwahrlosung zu leiden hatte. Diese Verwahrlosung hatte besonders in Landesgegenden, die, wie das Emmental, aus hier nicht zu erörternden Ursachen mit Armen schwer belastet waren, die traurigsten Folgen.

Auch auf diesem Gebiet nun war Fellenberg vorangegangen, und Bitzius zollt ihm in seiner „Armennot“ die vollste Anerkennung dafür, daß er „den Gedanken, arme Kinder aus der Schwüle der Armenstuben, aus den Händen roher Verdinger zu nehmen und sie durch eine tüchtige Erziehung für ein selbständiges Leben zu befähigen, dadurch der Armut zu begegnen, ihr das Krebsartige, Aussätzige zu nehmen, zuerst auf seinem Hofwyl verwirklicht und den Kindern in Herrn Wehrli einen eigentlichen Vater gegeben hat“.

Es entstand, da man Fellenbergs Musteranstalt vor Augen hatte, ein „Verein für christliche Volksbildung“, dessen eifriges Mitglied auch unser Bitzius wurde. Diesen Verein drängte bald, wie sich Bitzius ausdrückt, „die Not der Sache, wie eine unsichtbare Macht, vom allgemeinen Zwecke weg auf den besonderen der christlichen Armenerziehung,“ so daß diese Aufgabe seine ausschließliche wurde. Als Früchte der Anstrengungen dieses Vereins entstanden mehrere Anstalten im Kanton Bern, welche die Erziehung armer Kinder zum Zweck hatten, und Bitzius, dessen Pfarrgemeinde im volkreichen und vom Pauperismus stark heimgesuchten emmentalischen Amtsbezirk Trachselwald lag,

war sofort, in Verbindung mit den gemeinnützigsten Männern des Amtsbezirkes, darauf bedacht, auch hier eine solche Erziehungsanstalt für arme Knaben zu gründen. Der richtige Grundgedanke dieser Anstalten, der nie genug beherzigt werden kann, ist der, daß man der Bevölkerung in der Nähe, vor aller Augen zeigen müsse, wie arme Kinder zu erziehen seien, daß man durch diesen lokalen, auf einen nur mäßig großen Bezirk berechneten Charakter solcher Anstalten alles Mißtrauen heben und die Einsicht, die selbst sehen und prüfen kann, spornen müsse. Mit welchen Schwierigkeiten die Anstalt von Trachselwald, diese so bescheidene als nützliche Schöpfung, von Privaten gegründet und auch von ihnen erhalten, bis zu ihrem gesicherten Bestand zu kämpfen hatte, welche Ausdauer nötig war, um nicht zu verzagen, und wie endlich der beste Erfolg das Werk krönte, welches sich seither einer stets steigenden Blüte erfreute, das alles hat Bitzius in seiner „Armennot" vortrefflich geschildert. Die Beschreibung des schlichten und herzlichen Einweihungsfestes am ersten Juni 1835, welchen Tag Bitzius einen eigentlichen Hochzeitstag nennt, ist eine seiner wärmsten und innigsten Szenen, an denen seine Schriften so reich sind. Die Anstalt wurde für ihn ein zweites Familienleben. Bis an seinen Tod wirkte er in derselben und für dieselbe. Dieses Jahr 1835 war für ihn auch in anderer Beziehung ein sehr glückliches. Im November wurde ihm ein Sohn geboren, nachdem er gerade ein Jahr vorher mit einem erstgeborenen Mädchen erfreut worden war.

So erweiterte sich der Kreis von Bitzius' Tätigkeit immer mehr. Er schien mit jeder neuen Aufgabe, die er sich stellte, neue Kraft zu gewinnen zur Ausführung derselben, und doch füllten diese verschiedenartigen Tätigkeiten seinen rastlosen und gärenden Geist bei weitem nicht aus. Denn wir sind nun an dem merkwürdigen Zeitpunkt seines Lebens angelangt, da er eine ganz neue Bahn zu durchlaufen beginnt, eine Bahn, auf welcher ihm so viel Preise winken, und die er mit der Rüstigkeit eines echten olympischen Wettkämpfers durchmißt, nur des Zieles eingedenk

und unbesorgt darüber, ob die Anstrengung, dahin zu gelangen, sein Leben schneller aufzehren und sein Tagewerk früher schließen werde, als wenn er sich von den Mühen und Gefahren dieser neuen öffentlichen Bahn ganz ferngehalten hätte.

Im Jahr 1836 trat nämlich Bitzius zum ersten Male und zur Überraschung seiner Freunde und Bekannten, welche das in ihm glimmende Feuer nicht von ferne ahnten, als Schriftsteller auf. Die Erscheinung des „Bauernspiegels" oder der „Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf" fällt in den Spätsommer dieses Jahres. Ehe wir aber von diesem Buche und dessen Entstehung selbst sprechen, begegnen wir unabweislich der Frage: Wie ist Bitzius Schriftsteller geworden? Welche Motive lagen diesem seinem ganz neuen Beruf zugrunde? Was determinierte sein Schriftstellertalent zur Produktion und weckte diese schlummernde Kraft in ihm? Und wie ist es ferner gekommen, daß eine so entschiedene Anlage zu schriftstellerischer Darstellung, zu dichterischen Schöpfungen erst so spät und gerade jetzt hervorbrach, ohne ein bestimmendes Ereignis oder besondere äußere Impulse?

Der Schriftsteller von Beruf, das heißt der Männer, welche aus der Schriftstellerei ihren Lebenszweck machen, gibt es in der Schweiz wenige, am wenigsten im Fach der sogenannten schönen Literatur, deren Zweck Unterhaltung und Ergötzung ist. In unseren kleinen Freistaaten, wo alles aufs Leben gerichtet ist und vom Leben in Anspruch genommen wird, wo das Nüchterne, Praktische, Reelle überall vorwaltet, kann es fast nur gelegentliche Schriftsteller geben, oder dann Fachgelehrte, Männer der Wissenschaft, die über ihr Fach schreiben und Bauleute sind am großen universellen Gebäude des Wissens. Eigentliche Literaten, sogeheißene Belletristen als Zunft, als besonderer Stand im Staate, wie sie sich in den großen Nachbarstaaten der Schweiz so zahlreich finden, gibt es in der Schweiz überhaupt nicht, am allerwenigsten im Kanton Bern.

Zürich hatte einst, im vorigen Jahrhundert, eine Zeit lite-

rarischer Blüte und besaß ein wahres Literatentum. Es lieferte ein starkes Kontingent Mitstreiter in jenen unblutigen, aber hitzigen literarischen Fehden Gottschedischen Angedenkens. Diese Zeit wird aber nie wiederkehren. Die Industrie hat seitdem dort und anderswo weit realere und lockendere Felder eröffnet. Die Schriftstellerei wird in unseren kleinen Gemeinwesen Liebhaberei bleiben oder ganz praktischen Nützlichkeits- und Staatszwecken dienen. Selbst Zschokke, bei weitem der fruchtbarste und bekannteste schweizerische Schriftsteller dieses Jahrhunderts, kann nicht dagegen angeführt werden. Auch er war ein Mann des praktischen Lebens, war stets in Staatsgeschäften verschiedener Art und seine Tätigkeit so wenig eine bloß schriftstellerische, daß seine Schriftstellerei weit mehr wie eine großartige Liebhaberei denn als ausschließlicher Lebensberuf erscheint. So schrieb Pestalozzi, um seinen praktischen Zielen und Bestrebungen Eingang zu verschaffen. Literarische Motive können bei uns nicht leicht Schriftsteller erwecken. Das Lesebedürfnis wird, wo es vorhanden ist und über die Tagespublizistik hinausgeht, durch das Ausland mehr als befriedigt. Wir beziehen unsere Leseware von den großen nahen Weltmärkten germanischer und romanischer Zunge, und es ist noch nicht vorgekommen, daß unser Lesebedürfnis so ungeheuerlich gestiegen wäre, daß man nach einheimischer Fabrikation geschrien und nach einem eigenen Literatentum geseufzt hätte. Es wird also bei uns niemand Schriftsteller, um zu leben, wie man Arzt, Jurist, Industrieller wird. Die Schweiz, besonders aber Bern, wäre für ein Literatentum, welches außerhalb der Wissenschaft und Fachgelehrsamkeit wie außerhalb der nationalen Nützlichkeitsbestrebungen in Technologie, Landwirtschaft, Industrie usw. stände, ein unwirtlicher, ja sibirischer Boden. Durch außerordentliche Ereignisse, wie Revolutionen und dergleichen, können wohl einzelne Literaten wie seltene Zugvögel zu uns verschneit, an unsere Küste verschlagen werden. Dies bestätigt aber nur unsere Behauptung, daß für Schöngeisterei unser Klima

viel zu rauh ist und dergleichen Pflanzen hier nur ein ärmliches Dasein fristen können.

Bitzius konnte also nicht, wie dies in den großen Staaten der Fall ist, auf ein unterhaltungsbedürftiges und emotionssüchtiges Publikum spekulieren. Er konnte überhaupt nicht spekulieren wollen. Denn eben jener Verhältnisse wegen will es in der Schweiz etwas heißen, für neue, ins belletristische Fach schlagende Werke, wie Romane, Dramen und dergleichen, Verleger und Absatz zu finden. Aus Spekulation hätte Bitzius nie die Feder ergreifen können und, wenn er es gekonnt, nicht ergreifen wollen. Er war dazu ein viel zu ernsthaft angelegter Charakter, ein viel zu sehr, man könnte sagen, ausschließlich aufs Leben, aufs Wirken, auf die Gestaltung der wirklichen Welt um sich her gerichteter Mann. Zur Unterhaltung des Publikums mit neuen überraschenden Dingen, mit neuen Kaleidoskopen voll schimmernder Künstlichkeiten, zum Vorsetzen neuer künstlicher, auf Wiederbelebung eines erschlafften Appetits berechneter Gerichte wäre Bitzius der untauglichste Mann gewesen und die ländliche Einsamkeit seines Pfarrdorfes die ungeeignetste Stelle und Umgebung zur Errichtung einer solchen Garküche.

Die gewöhnlichen literarischen Motive konnten es also nicht sein, welche Bitzius zum Schriftsteller machten. Ebensowenig waren es ökonomische. Bitzius hatte seinen Beruf, sein ganz genügendes Auskommen. Seine äußeren Verhältnisse enthielten weder eine Aufforderung noch einen Sporn dazu, sich in die schriftstellerische Laufbahn zu werfen. Auch ist bei ihm wie bei anderen ganz praktischen Naturen diese Laufbahn, besonders in ihren Anfängen, nicht Zweck, sondern nur Mittel gewesen. Seine Ziele waren ganz praktischer gemeinnütziger Art, wie sie einem ernsthaften, auf die öffentlichen Zustände aufmerksamen Bürger natürlich sind. Er empfand das Bedürfnis, zu reformieren, gewisse Zweige des öffentlichen Lebens, deren Gebrechen ihm genau bekannt waren, wie das Armenwesen, das Schulwesen, verbessern

zu helfen, hineinzuzünden mit der Leuchte vernünftiger Einsicht in die Krankheitszustände der Zeit und durch rückhaltlose Darlegung der Tatsachen auf Abhilfe hinzuwirken. Dieser Zweck erscheint als das determinierende Motiv von Bitzius' Schriftstellertum und kein anderer. Er wollte Belehrung und Aufklärung über des Volkes Zustände, besonders über die innerlichen, dem Auge mehr verborgenen Seiten derselben verbreiten. Er fühlte in sich das Geschick und die Wahrheitsliebe dazu. Er wollte als Experter seine Stimme erheben auf die einzige Weise, die ihm nicht von offizieller Seite verkümmert werden konnte. Nur als Schriftsteller konnte er frei, von der Leber weg sprechen. Die parlamentarische Freiheit in irgendeinem Kollegium oder einer Behörde, die übrigens nur durch die Zufälligkeit einer vorausgehenden Wahl verliehen wird, ist ein armseliges und beschränktes Ding, gegen die Freiheit des Schriftstellers gehalten. Wer daher aus voller Brust über wichtige Gegenstände reden will, muß schreiben. Wer über solche Gegenstände sich Gehör verschaffen will, muß darauf verzichten, sie in dieser oder jener Stube, wo diese oder jene Gesellschaft von Leuten sitzt, zu erörtern; er muß vor dem ganzen Volke und zu dem ganzen Volke sprechen. Bitzius hatte dieses Gefühl der Beschränkung, des Gehemmtseins, das Gefühl, mit seiner auf innerste Erfahrung gegründeten Ansicht in diesen oder jenen Dingen nirgends wohl anzukommen und auf das Anhören anderer verwiesen zu werden, in vollem Maße. Ohnehin lassen sich große Fragen, die nach allen Seiten zu beleuchten sind, in Kollegien, wo Zeit und Geschäfte drängen, nicht erschöpfen. Bitzius muß vor der Erscheinung des „Bauernspiegels" eine Zeit großer innerer Gärung durchgemacht haben. Er fühlte sich von einer dunkeln Kraft beherrscht, die nirgends zum Durchbruch kommen konnte, und welcher die gewöhnliche Tätigkeit seines Lebens nicht genügte. Er fühlte, einer noch schlummernden Produktionskraft sich bewußt, jenen unwiderstehlichen Trieb,

Herauszutreten in das Leben,
In Wort und Tat, in Bild und Schall.

Er hat selbst diesen Zustand geistiger Geburtswehen in einem späteren Brief an einen intimen Freund auf höchst naive und kraftvolle Weise geschildert. „Es kömmt mir je länger je mehr vor," schreibt er, (nach dem Erscheinen der „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", 1838), „daß man eigentlich nicht weiß, wer ich eigentlich bin, und daß die meisten Leute mich anders denken, als ich bin; daß man daher auch mein Schreiben und meine Schriften die ich beide nur psychologisch rechtfertigen kann, von einem durchaus falschen Standpunkt aus beurteile.

Die Berner Welt ist eine eigene. Sie macht ein festgegliedertes Ganzes aus. Ins vorderste Glied zu kommen, ist der Hauptspaß, und sobald ein Berner zum Bewußtsein kömmt, so drängt er sich in die Glieder und sucht sich durch die Glieder zu drängen. Ich hatte keinen Begriff von diesem allem, und keinem Menschen ist es je weniger in Sinn gekommen, sich einen Weg machen zu wollen. Hingegen sprudelte in mir eine bedeutende Tatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organisierte ich. Was mich ergriff zum Reden oder zum Handeln, das regierte mich. Das bedeutende Leben, das sich unwillkürlich in mir regte, laut ward, schien vielen ein unberufenes Zudrängen, ein unbescheiden vorlaut Wesen, und nun stellten sich mir alle die feindlich entgegen, die glaubten, ich wollte mich zudrängen dahin, wohin sie allein gehören . . . So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends ein freies Tun sprudeln lassen, konnte mich nicht einmal ordentlich ausreiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt tun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte; und wenn einige Äußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgendeine Weise.

Es tat es in Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lang verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führet Dreck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnotwendigkeit; auf der anderen Seite mußte ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte ins Volk. Nur bin ich mir bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommen. Wie mein früheres Tun kein anderes Ziel hatte als das Schaffen selbst, so hatte ich auch beim Schreiben keine Ahnung, mir Ruhm, eine bedeutende Stellung zu erwerben . . Du wirst vielleicht lachen über meine Klagen über Unterdrückung, aber sieh, erst jetzt fällt mir so recht auf, Jeremias und Käser sind unterdrückte Naturen. Der eine schlägt sich frei, der andere kann nicht. Und dieser Zug, die Helden auf diese Weise zu zeichnen, bezeichnet mehr oder weniger die innere Lage des Schriftstellers."

Auf ähnliche offene Weise drückt er sich in einem Brief an seinen Freund Maurer-v. Constant (in München) aus: „Meine glücklichste Gabe war eine negative, nämlich Mangel an Ehrgeiz. Ich wollte nichts werden, strebte keine sogenannte Stellung in der Welt an; aber was Gott mir zu schaffen vorlegte, arbeitete ich frisch vorweg und fragte nicht: Was trägt es ein? oder: Was sagt die Welt? Eine fast kindische, aber jedenfalls gutmütige Rücksichtslosigkeit war mir angeboren, machte mir bittere Feinde, auch Freunde, veranlaßte aber oft meine besten Freunde, Zeter über mich zu schreien, mir alles Weh und Unglück zu prophezeien. So kam ich zum Schreiben, ohne alle Vorbereitung, und ohne daran zu denken, eigentlich

Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller. Aber das Armenwesen, die Schule stunden in Frage!... So sprang erst der ‚Bauernspiegel', dann der ‚Schulmeister' hervor, mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit, die nach nichts frägt, als ob es so gut und recht sei."

Wenn wir uns aus dem Angeführten, aus Bitzius' eigenen Bekenntnissen das Rätsel seines unerwarteten plötzlichen Auftretens als Schriftsteller lösen können, wenn er nur als der Mann der praktischen Ziele und Bestrebungen erscheint, der es unternehmen wollte, das Volksleben zu schildern, weil er es kannte und sich der Macht bewußt war, durch naturgetreue Darstellung auf dasselbe in besonderem Sinne wirken zu können, so wird es uns auch ganz klar werden, warum Bitzius erst jetzt, bald ein Vierziger, zu schreiben anfing und nicht in früheren Lebensperioden sich in schriftstellerischen Arbeiten versuchte. Nur der gereifte Mann, nicht der erst werdende, nicht der Jüngling, der noch weniges beobachtet und verglichen hat, konnte es unternehmen, das Volk oder, wenn man sich genauer ausdrücken will, das ländliche Volk, das Volk auf dem Land und in den Dörfern in seinen mannigfachen Beziehungen, in seinen reichen und feinen Schattierungen zu schildern. Erst der Mann, der schon eine große Summe von Erfahrungen gesammelt, der aus reichhaltiger Anschauung heraus sich bereits ein festes Urteil. einen sicheren Maßstab gebildet hatte, an welchen er das Treiben der Menschen halten konnte, erst ein so geschulter und feststehender Mann konnte zum Entschlusse kommen, auch seine Stimme vernehmen zu lassen vor allem Volke, Zustände auseinanderzubreiten, in deren dunkle Falten man bisher nicht geschaut, und zerstreute und deshalb unbeachtete Züge in lebensvolle große Gemälde zu sammeln. Erst jetzt mußte es ihn drängen, mit seinem Schatz hervorzutreten; erst jetzt, da die rechte, fruchtbare Stunde gekommen war, wurde der innere Schaffenstrieb ein unwiderstehlicher und sprengte, um uns so auszudrücken, sein Gefäß.

Aus diesen Motiven und Stimmungen ging der „Bauernspiegel" hervor. Das Buch entstand in kurzer Zeit und aus einem Guß. Plan und Grundidee mögen den Verfasser schon lange beschäftigt haben, da er in der Vorrede sagt, er habe „seine Arbeit lange in stiller Brust getragen, sorgfältiglich". Das Manuskript hatte er bloß einem oder zwei Freunden mitgeteilt. Selbst seine Frau wußte nichts darum, bis er ihr einmal die ersten Bogen vorlas und sie um ihre Meinung darüber befragte. Er hatte zuerst seinen Helden Jeremias Gotterbarm taufen wollen. Einer jener Freunde riet zum Namen Gotthelf, welcher dann auch Bitzius besser gefiel und späterhin ihm selbst als gefeierter Autorname bleiben sollte. — Das ganze Buch nun, das müssen wir bekennen, sein Grundgedanke und seine Ausführung, die gewählte Form einer Selbstbiographie, alles bis auf den prägnanten und originellen Titel „Bauernspiegel" war ein höchst glücklicher Wurf des Verfassers. Dieser Titel schon weist die Vorstellung eines gewöhnlichen Romans von sich ab und deutet zugleich die Derbheit und Rücksichtslosigkeit an, die in dem Buche vorwalten würde. Das Buch selbst erscheint uns als der wahre Prototyp des Geistes und Talentes seines Verfassers. Es ist das Urbild und Vorbild, wir möchten fast sagen: das Programm aller seiner späteren Schriften. Seine wichtigsten späteren Bücher sind gleichsam schon in nuce in diesem ersten enthalten. Aus einzelnen wichtigen Kapiteln des „Bauernspiegels" wuchsen später größere einzelne Werke hervor. Wir finden in diesen späteren Büchern, die meist solchen einzelnen wichtigen Verhältnissen gewidmet sind, keine Lebensseite, keine Beziehung, die nicht schon im „Bauernspiegel", wenn auch nur mit ein paar Strichen, skizziert oder angedeutet worden wären. So führen zum Beispiel die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" das, was uns Jeremias Gotthelf im „Bauernspiegel" über das Schulwesen erzählt, in einem eigenen großen Gemälde aus; die „Armennot" illustriert das Kapitel von der Verdingung armer

Kinder, von den „Güterbuben" und den Mißbräuchen im Armen-erziehungswesen überhaupt. Die beiden „Uli" sind ein herrlicher Kommentar zum Verhältnis zwischen Meister und Dienstboten, wie es schon im „Bauernspiegel" in meisterhaften Zügen skizziert ist. „Anne Bäbi Jowäger" erläutert die wichtigen Kapitel über Pfuscherei in der Medizin und in der Seelsorge. Der „Geltstag" führt den Unfug des Wirtshauslebens und dessen Einwirkung auf weitere davon berührte Verhältnisse aus. „Geld und Geist" zeigen die erhebende, patriarchalische Seite des reichen Bauern-hauses, während der „Schuldenbauer" gleichsam die abschüssige Seite des Grundbesitzes schildert, das mühvolle und vergebliche Ringen des ärmeren ehrlichen Landbesitzers. Die „Käserei in der Vehfreude" läßt uns einen tiefen Blick in die genossenschaftlichen und gemeinheitlichen Verhältnisse des Dorflebens werfen. Im „Zeitgeist und Bernergeist" sehen wir den Konflikt der politischen Bewegung und Agitation mit dem Stilleben der Familie. In „Käthi" endlich erscheint das rührende Bild ehrlicher und gott-vertrauender Armut im täglichen Kampf mit Not und Be-drängnis, und viele kleinere Erzählungen ergänzen diese großen Einzelbilder und Lebensseiten bald in diesem, bald in jenem Stück. Im „Bauernspiegel" nun ist das ganze Zeug zu diesen späteren Schöpfungen schon vorhanden, einzelnes schon ziemlich ausgeführt, anderes angedeutet. Das Buch ist daher, um uns eines Bildes aus der Industrie zu bedienen, das ausgelegte Probestück eines neuen und seltenen Fabrikats, an welchem der Kenner auf den ersten Blick das Auszeichnende in Stoff und Gewebe er-kennt, welches demselben, je mehr Stücke davon ausgegeben und ausgelegt werden, desto reißendere Nachfrage sichert.

Das Buch bleibt seinem doppelten Titel getreu und hat auch in diesem Titel nicht mehr und nicht anderes versprochen, als es zu halten willens ist. Als Bauernspiegel verzichtet es von vornherein auf eine strenge künstlerische Einheit und ver-spricht nur eine Reihe von Szenen aus dem Bauernleben. Als

Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf knüpft es zwar diese sonst vereinzelten Bilder in ein Ganzes zusammen und gibt denselben durch diese Anknüpfung an das Schicksal eines Haupthelden, einer Hauptfigur, ein fortlaufendes Interesse; zugleich aber erhält das Buch durch seine autobiographische Form, dadurch, daß der Held derselben seine Geschichte selbst erzählt, überall seine innersten Empfindungen und individuellen Betrachtungen, die ihm seine vielfachen Kollisionen mit den verschiedensten Lebensverhältnissen abnötigen, als eigenstes Erlebtes ausspricht und mitteilt, eine Wärme, ein Farbenfrische und Wahrheit, die eine bloße objektive Erzählung kaum erreicht haben würde. Allein gleichwohl geht er über die Forderung, die man an eine ganz bescheidene Lebensgeschichte stellen kann, nicht hinaus. Diese Geschichte drängt nicht, wie von einem eigentlichen Roman, noch mehr freilich von einem Drama verlangt werden kann, in Anlage und Fortgang auf einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang, auf eine Beglückung oder eine Katastrophe hin, als auf ein vorgestecktes Ziel. Der Weg ist dem Verfasser wichtiger als das Ziel. Dies ist ein Kriterium für alle seine Schriften. Bitzius der Schriftsteller ist wie ein aufmerksamer, für alles empfänglicher, aber sorgloser Reisender. Der Weg ist so schön, so merkwürdig, so tausenderlei Dinge sind zu sehen, wahrzunehmen, aufzuzeichnen, so viele Blumen zu pflücken, daß er gar nicht daran denkt, wo er am Abend einkehren, nicht einmal, wo er Mittag machen werde. Er wandert fort, er weiß nicht, wie weit. Es wird Abend, der Tag ist plötzlich zu Ende. Er muß gerade da bleiben, wo die Nacht einbricht. Gleichviel! der Tag war so schön, so reich. Jeremias Gotthelf hätte sein Leben noch weiter erzählen können. Wir hätten ihm mit Interesse zugehört. Wir müssen es ihm Dank wissen, daß er uns so viel erzählt, daß er so weit mit uns gewandert ist.

Groß ist die Kunst und dichterische Erfindungsgabe, mit welcher ganz zwanglos die verschiedensten Verhältnisse des ländlichen

Lebens mit dem Lebenslauf von Jeremias in Beziehung gebracht werden, um sie nacheinander beleuchten zu können. Die an sich einförmige Geschichte eines armen verwaisten Bauernknaben, die ohne romantische Episoden und wunderbare Schicksale dem Leben so nahe bleibt, daß es uns vorkommt, wir müßten schon manchen solchen Jeremias in der Wirklichkeit angetroffen haben, erweitert sich unter der phantasiereichen Hand des Verfassers zu einem Panorama des Lebens auf dem Lande, zu einem wahren, großen Spiegel, in welchem der ganze Mensch, wie er in diesen Lebenskreisen ist, denkt, empfindet und handelt, sich abspiegelt, das ganze Leben dieser Sphäre in helles Licht gesetzt wird.

Das poetische Interesse des Buches knüpft sich an den Charakter Gotthelfs, dessen gute, kerngesunde Natur gegen die schlimmen Seiten der Welt, die hintereinander ihn bedrängen und bestürmen, kraftvoll und erfolgreich reagiert und aus dem Kampf als Sieger hervorgeht. Der Name J e r e m i a s bezeichnet vortrefflich das Charakterbild des Helden. Er ist ein Klagender, Gedrückter, mühselig Ringender, ein über das Böse dieser Welt, das ihn so vielfach in Mitleidenschaft zieht, Trauernder und Zürnender, aber er geht unversehrt mitten hindurch, und der Geschlechtsname G o t t h e l f deutet sinnbildlich an, daß er sich mit Gottes Hilfe und auf Gott vertrauend, freilich die eigene Kraft anstrengend, durchschlagen und nicht unterliegen werde. Dieser Charakter Gotthelfs bildet die Lichtseite des Buches, welches nach des Verfassers ausdrücklicher Absicht im ganzen mehr die Schattenseite des Bauernlebens zeigen sollte, und derselbe söhnt uns in seiner Kräftigkeit und Naturwüchsigkeit mit vielem Schlimmen aus, welches das Buch uns offen darlegt, und läßt uns zum Volksgeist Vertrauen fassen, welcher noch so viel Gesundheit und Ursprünglichkeit erzeugt und dem Schlimmen entgegensetzen kann.

Der „Bauernspiegel", dessen Verfasser nicht lange sein Inkognito bewahren konnte, sobald auch nur einige Freunde in

das Geheimnis der Autorschaft eingeweiht waren, machte wie billig bedeutendes Aufsehen und wurde als ein literarisches Ereignis betrachtet. Doch war anfangs des Tadels fast mehr als des Lobes. Zwar konnte sich das öffentliche Urteil keinen Augenblick darüber täuschen, daß das Buch ein wahres Originalwerk sei, eine ganz neue Schöpfung, daß ein ganz ungemeines Talent der Darstellung sich in demselben offenbare, daß ein seltener Reichtum von Beobachtung und Kenntnis der Einzelheiten des Lebens mit einem großen sicheren Blick in die Tiefen des Menschenherzens Hand in Hand gehe. Die scheinbar am weitsten auseinandergehenden Eigenschaften, Weichheit und Derbheit, lagen in diesem merkwürdigen Buche überall nebeneinander. Es war da eine Tiefe und Wahrheit der Empfindung, ohne welche es keinen großen Schriftsteller gibt, ein hoher Sinn für die großen Naturerscheinungen wie für das Freudige und Traurige, für das Liebliche und Ergreifende im Menschenleben und dann wieder eine Schärfe der Zeichnung, eine Derbheit und Rücksichtslosigkeit, da wo es galt, große Gebrechen und schlimme Zustände durch recht grelle Züge anschaulich und fühlbar zu machen, daß man eine Meisterhand nicht verkennen konnte und die neue Erscheinung als eine höchst bedeutende begrüßen mußte. Aber in vieles, was man im Buche fand, woran der Verfasser gerade festhielt, und worauf er großen Wert legte, konnte sich ein Teil der Lesenden, besonders des städtischen, die ländlichen Verhältnisse nur aus der Ferne kennenden Publikums nicht schicken. Man fand, das ganze Buch sei ein eigentliches Nachtstück; eine zu grell ins Schwarze malende Farbe herrsche darin vor. Man warf ihm vor, daß es nur Wunden und Schäden bloßlege, ohne die Heilmittel zu zeigen; daß es wegen dieses einseitigen Hanges zum Pessimismus der bezweckten Belehrung verlustig gehen würde und nur erbittern müsse; daß namentlich auch das christliche Element als ein Tröstendes und Heilendes zu wenig hervortrete, ihm zu wenig Einfluß auf die Entwicklung der Geschichte Gotthelfs

vergönnt sei; endlich wurde rügend bemerkt, es sei viel Böses zu nackt und unverhüllt dargestellt, und die zu treue Schilderung gewisser Dinge, wie zum Beispiel des Kiltgangs, könne eher reizend als abschreckend und warnend wirken. In einzelnen Partien, besonders der zweiten Hälfte des Buches, wie zum Beispiel in der Erzählung vom fremden Militärdienst und in der Schilderung des Treibens ländlicher Sektierer, wollte man Übertreibung und bloße Satire finden. Das Buch wurde, besonders vom Standpunkt kirchlicher Kritik aus, als eine Speise angesehen, die nur für die allerkräftigsten Mägen verdaulich sei, schwächeren Naturen aber schädlich werden könne.

Bitzius hatte zwar schon in der ganz kurzen Vorrede die meisten dieser Vorwürfe antizipiert und sich darüber erklärt. Er hatte gesagt, sein Spiegel zeige nur die Schattseite, nicht die Sonnenseite des Bauernlebens, und zwar nicht zum Spott, sondern zur Weisheit, da man diese Schatten kennen müsse, um sie tilgen und verwischen zu können, und der Zeiten Ruf, weiser und besser zu werden, in alle Hütten dringe. Er hatte ferner bemerkt, daß, da er ein Schattenbild habe geben wollen, auch der Widerschein, den andere Stände auf das Leben des Landmanns werfen, als ein dasselbe trübender und verwirrender erscheinen müsse, da eine Mitschuld auch diese Stände treffe. Endlich hatte er ausdrücklich für schwächere Naturen beigefügt: „Sollte einer zarten Seele dies Buch zur Hand kommen, so wird sie Gänsehaut bekommen ob seiner Derbheit; warte nur, liebe Seele, vielleicht komme ich auch einmal expreß für dich in zarter Zärtlichkeit; dieses ist aber auch nicht für dich geschrieben; darum lege es weg."

Bitzius fand es jedoch für nötig, auch nach der Erscheinung des Buches der Kritik direkt zu antworten, da dieselbe im übrigen eine ganz wohlwollende und überzeugte war. Diese Antwort bestand in einem Gleichnis aus der Landwirtschaft. „Jeremias Gotthelf", sagt er, „sah wilde Äcker pflügen, hacken, besäen; sie

sahen einen Augenblick recht schön und glatt aus. Das Erforderliche schien in einer Operation abgetan, aber die alte Wilde war nur bedeckt, war bald wieder da, und für edlere Pflanzen ward der Acker nie tauglich. Da sah er einmal im August schon über einen wilden Acker einen Schälpflug gehen. Der ging wie zum Spiel über den Acker, hieb nur über den Boden den Wasen ab, kehrte ihn um und alle wüsten Wurzeln aufwärts gen Himmel. Dann ging der Pflüger heim und ließ den Acker liegen. Viele, die vorübergingen, ärgerten sich über den wüsten Anblick der aufgedeckten, aufwärts starrenden Wurzeln, die durch Herbst und Winter unbedeckt liegen blieben, während rings die anderen Äcker so schön grün und glatt wieder waren. Aber im Frühjahr kam der Pflüger wieder mit einem anderen Pfluge, riß das Erdreich von neuem auf und begann dann zu pflanzen. Die aufgedeckt gebliebenen Wurzeln vermochten Hitze und Kälte nicht zu ertragen, erstarben allmählich, und nachdem der Pflüger diese Operation mehrere Male auf ähnliche Weise wiederholt hatte, da ward sein Acker gezähmt und fähig, die edelsten Pflanzen zu tragen in seinem geläuterten Erdreich.

Der Verfasser wunderte sich oft, warum so viele Volks- und andere Bücher so wenig nützen. Er verglich sie mit jener Erfahrung und glaubte darin wenigstens einen Schlüssel zu dem Rätsel gefunden zu haben.

Er kannte ein Buch, betitelt „Die Welt in einer Nuß". Solcher Art sind so viele Volksbücher; sie wollen alles enthalten, alles auf einmal machen, und am Ende vom Liede wird das tausendjährige Reich nicht nur verheißen, sondern wirklich vorgestellt oder an dessen Stelle durch einige Taschenspielerkünste ein schönes, befriedigendes Ende herbeigehext. Der Leser liest, wird sehr erbaut, legt das Buch befriedigt aus den Händen; denn da ist ja alles abgemacht und weiter nichts mehr zu tun.

Darum hat Jeremias Gotthelf nur den Schälpflug gehen lassen durch einen Teil des Volkslebens, hat die wilden

Wurzeln aufwärts gekehrt und nicht wieder zugedeckt. Sie liegen da zur Beschauung, und diese Beschauung befriedigt allerdings nicht; aber eben deswegen weckt sie zum Nachdenken, gibt die Überzeugung, daß diese verdorren müssen, ehe es besser kommen kann, daß da eine längere Arbeit nötig ist, als man gewöhnlich wähnt. Dies der Grund, warum der Verfasser sein Buch also schrieb. Er weiß wohl, daß seine Arbeit nicht einzig bleiben darf, daß sie nur eine Vorarbeit ist. — Ob er selbst einst mit einem anderen Pfluge noch kommen kann, weiß Gott; aber das weiß er, daß Tüchtigere die Hand an den Pflug legen werden zu diesem Werke. Er wußte, daß es Mut brauche, so zu schreiben; aber er vertraute auf die gutmütige Ehrlichkeit des Berner Volkes, das gutmütig aufnimmt, was gutmütig gegeben wird. In diesem Glauben hat er sich auch nicht getäuscht.

Ob nun aber dieser Gang ein christlicher sei? Das will der Verfasser nicht erörtern. Er hätte zwar Lust, gerade aus der Bibel, auf die er hingewiesen wird, und ganz besonders aus den Evangelien und den Episteln es zu beweisen.

Daß er leichtfertig über Sündigende und namentlich über den Kiltgang geschrieben, muß denn doch ein Irrtum des verehrten Rezensenten sein, der nicht beachtet hat, auf welche Weise selbst die unschuldigste Art des Kiltgangs in Annelis Tod sich gerächt hat.

Der Verfasser glaubte es seinem wohlmeinenden Rezensenten, der ihn in anderen Dingen überschätzt hat, schuldig zu sein, zu erklären, warum er absichtlich gegen allgemeine ästhetische Regeln gesündigt hat. Möglich, daß er sich geirrt. Die Zeit wird es lehren. Bis dahin noch glaubt derselbe in der Aufnahme, die sein Buch im Kanton Bern gefunden hat, eine Bestätigung seiner Ansicht zu finden." —

So rechtfertigte Bitzius seinen „Bauernspiegel" gegen die Kritik und verstand nicht sich dazu, der letzteren Konzessionen zu

machen, auf der Ansicht beharrend, daß größere Glätte und Politur der Wahrheit seines Buches Eintrag tun würde. Später noch, in der Vorrede zur zweiten Ausgabe, spottete er der Ängstlichkeit seiner Freunde, die für ihn wegen der rücksichtslosen und derben Sprache des Buches in Furcht gewesen seien, und sagte rundheraus, wenn er schon keine politische Person sei, so habe er das Recht, gleichwohl sein Ländchen zu lieben. Diese Liebe sei es, welche ihn stark gemacht; *ein Schwacher hätte den „Bauernspiegel“ nicht geschrieben.* Dieses ist ganz wahr. Die ungewohnte Freimütigkeit und das Charaktervolle, das aus dem Buche sprach, sicherten demselben neben dem poetischen Wert seinen Erfolg, und es wird immer ein in seiner Art klassisches Buch bleiben.

Wir möchten den „Bauernspiegel“, wenn solche Vergleichungen ganz heterogener Werke überhaupt angingen und nicht immer als sehr gewagt erschienen, in gewissen Beziehungen mit dem *Gil Blas* von *Le Sage* vergleichen. Beide Bücher sind wahre Spiegel der Welt, nur verschiedene Stücke derselben. In Gil Blas wird die sogenannte große Welt, zwar mit der Physiognomie und Farbe der Zeit, aber so, wie sie stets ist und sein wird, mit allen ihren Irrgängen, Leidenschaften, Miseren und Nichtswürdigkeiten, geradeso scharf oder vielmehr noch schärfer und schonungsloser geschildert als im „Bauernspiegel“ die Welt des Landvolkes. Der Franzose geißelt alle Stände und Lebensberufe, vom Minister bis zum Eseltreiber, vorzüglich aber die städtische Gesellschaft. Die vornehme und die bürgerliche Welt, die großen Herren und Damen, die Geistlichen, die Ärzte, die Gerichts- und Polizeileute, die Schauspieler, Bedienten, Gewerbsleute usw. werden mit unerbittlicher Lauge übergossen. Die Schattenseite der Dinge herrscht überall vor. Man glaubt sich in einer wahren Spitzbubenwelt herumzutreiben. Von edlen Charakteren, die uns mit diesem starken Schattengemälde aussöhnten, ist keine Rede. Und doch ist dies Buch ein klassisches geblieben, unüber-

troffen in seiner Weise, geschätzt von allen, welche Weltkenntnis suchen, weil es eben ein Spiegel ist, in welchem wir die Welt, wenn auch zuweilen etwas grell gemalt, wiederfinden. Es ist freilich die Welt, wie sie dem nüchternen Blick des Weltmannes erscheint, Illusionen eher zerstörend als weckend, ohne verschönernden Schleier, eigennützig, schlimmgeartet, für den Unerfahrenen gefährlich, eine Welt, mit welcher man in unablässigem Kampf steht, vor welcher man sich stets vorsehen muß, und wo man seinen Platz nur durch Anstelligkeit und Zuversicht zu sich selbst zu behaupten imstande ist, und auch so noch des guten Glückes bedarf. G i l B l a s (wie Don Quichotte) ist ein wahrer Herrenspiegel für seine Zeit und mutatis mutandis für alle Zeiten, wie Jeremias Gotthelf ein Bauernspiegel u n s e r e r Zeit mit stark lokaler Färbung. Aber des deutschen Schweizers Buch ist ganz anders ernst und warm, wie es der Volksgeist, die Zeit und sein eigener Sinn mit sich bringen. Der Verfasser des Gil Blas, vom Standpunkt des kühlen, französischen Weltmannes aus, nimmt die Dinge nicht allzu schwer, findet es natürlich, daß die Welt so schlimm sei, wie er sie schildert, während der „Bauernspiegel" überall einen tiefen Schmerz, trauernden Ernst und Zorn über das viele Böse an den Tag legt und ausdrücklich nur deswegen „die wilden Wurzeln aufwärts kehren möchte", damit der Acker nachher um so besser für guten Samen tauge. Beide Bücher scheinen pessimistisch und satirisch, und doch wird weder das eine noch das andere einen geistig gesunden Leser gegen die Welt verbittern oder zum Hypochondristen machen. Vielmehr sind es gerade solche Schriften, welche, indem sie die Dinge dieser Welt von manchem erborgten Schimmer und allerlei unwahren illusorischen Vorstellungen entkleiden, den reifen, bereits urteilsfähigen Leser (nicht allzu schwache Seelen) anspornen, auch aus dieser realen, für Berührung rauhen und stachlichten Welt das möglichst Gute zu ziehen und alle seine Kräfte zu gebrauchen, um auf dem gefährlichen Meere das Steuer nicht zu verlieren.

Noch ehe der „Bauernspiegel" herausgekommen war, wurde Bitzius von einem Familienunglück betroffen, das ihn tief erschütterte. Seine Mutter, bereits in hohem Alter, starb im Sommer 1836. Sie hatte mit ihrer Stieftochter Marie Bitzius, der bereits erwähnten älteren Schwester von Bitzius, jeden Sommer im Pfarrhaus zu Lützelflüh zugebracht, und im Hause ihres Sohnes ereilte sie der Tod, welchen das stets heitere und freundliche Wesen der liebevollen Frau die Ihrigen als unersetzliche Lücke empfinden ließ. Sie hatte den „Bauernspiegel" nicht erlebt, und sie hätte das Buch, wenn sie es gelesen haben würde, wohl nicht ohne Besorgnis wegen der allzu großen Keckheit des Sohnes im Tadeln und im Darstellen aus der Hand gelegt. Ihr Grab ist auf dem Kirchhof zu Lützelflüh, da, wo nach achtzehn Jahren eines unermüdeten treuen Tagewerkes auch ihr lieber Sohn in die Gruft gesenkt werden sollte. Bitzius war von nun an durch eine geheiligte Erinnerung mehr an Lützelflüh gefesselt. Die stillen Höhen, welche auf die Grabstätte seiner Mutter niedersehen, hätte er nur mit wundem Herzen verlassen, und es gehört auch dies zu dem einfach ruhigen, wir möchten sagen: idyllischen Verlauf seines äußeren Lebens, daß er bis an seinen Tod da bleiben konnte, wo die Hülle seiner Mutter ruhte, und daß beide im gleichen ländlichen Kirchhof schlummern.

Auf dieses Leid folgte im Hause bald eine Freude. Im Mai 1837 wurde Bitzius ein zweites Mädchen geboren, welches den Namen Cecilia erhielt (die ältere Schwester heißt Henriette) und das jüngste Familienglied im Pfarrhause zu Lützelflüh geblieben ist, da keine jüngeren Geschwister nachfolgten.

Bald darauf, am 13. August 1837, wurde das Emmental, besonders das obere, von jenem furchtbaren Gewitter heimgesucht, welches uns Bitzius in seiner „Wassernot im Emmental" mit der ergreifenden Naturwahrheit und zugleich mit einer Macht und einem Reichtum der Phantasie geschildert hat, die einem deutschen Gelehrten, der als großer Physiker einer der kompetentesten

Urteiler war, den Ausruf entlockt haben sollen, so wahr und zugleich so gewaltig sei noch kein Gewitter beschrieben worden! Von dieser Seite, als Beschreibung und Darstellung eines großen Naturereignisses, ist das kleine Büchlein „Die Wassernot", welches im Jahr 1838 herauskam, eines der merkwürdigsten und meisterhaftesten Produkte des Verfassers geblieben. Man kann es nicht ohne Schauern lesen, und alle diejenigen, welche selbst gleich nach dem Ereignis die Hauptschauplätze der Verwüstung besucht (und deren waren Tausende), müssen über die Präzision in der Schilderung, über die lokale Wahrheit erstaunen, die in Bitzius' Erzählung bis ins kleinste Detail vorwaltet. Das Büchlein hat aber noch andere bemerkenswerte Seiten. Bitzius machte bei dieser Gelegenheit, da er auch zu den Ratenden und Helfenden gehörte, da auch die Uferbewohner seiner Gemeinde Schaden litten und er überhaupt vieles persönlich sah oder sonst in Erfahrung brachte, was dabei vorging, Erfahrungen von mancherlei Art, aber auch sehr betrübende. Er sah die Selbstsucht, den unerhörten Eigennutz und die Herzlosigkeit der Menschen, die das Unglück anderer ausbeuteten, eine Art Strandrecht geltend machten oder habgierig bei kleinem Schaden sich an die Steuern drängten, welche vor allem dem großen Schaden, der tiefen Not der Ärmeren galten. Diese Erfahrungen wollte er nach seiner Weise, damit aus der Wahrheit Besserung komme, der Welt nicht vorenthalten. Er legte sie in seinem Büchlein nieder, und „Die Wassernot" enthält in dieser Beziehung einen Schatz von Menschenkenntnis zur Belehrung und Rüge. Zugleich aber weht in der kleinen Schrift jener religiöse Sinn, welcher die großen Naturereignisse als providentielle Schickungen deutet, die den Menschen ernst und bescheiden machen sollen, ohne deshalb seine Kraft zu lähmen und ihn zum müßigen Fatalisten zu machen. Es wird, wie das Vorwort so schön erinnert, jene Gottesfurcht gepredigt und an dem Ereignis gleichsam entzündet, für welche „die ganze Natur eine Gleichnisrede ist, die der Christ zu deuten

habe", eine ungeschriebene Offenbarung, die täglich zu uns spreche „in Sonnenschein und Sturm" und, wenn wir auf sie merken, nicht minder zu Gott führe als das geschriebene Wort, die im Sichtbaren das Unsichtbare enthalte und auch im Gewohnten und Alltäglichen ein Höheres und Bedeutendes erscheinen lasse. „Das Ereignis", setzt Bitzius bescheiden hinzu, „war so groß, daß der Mensch umsonst seine Kraft anstrengt, es würdig darzustellen, daß er ein Tor sein müßte, wenn er in seiner Beschränktheit ausschmücken wollte, was der Herr mit flammenden Blitzen ins Gedächtnis geschrieben den Bewohnern des Emmentals."

„Die Wassernot" ist ein Büchlein voll einfacher Größe, in welchem Bitzius, wie jene alttestamentlichen Männer, seinem Volke „die Predigt des Herrn deutet auf seine Weise, in der Liebe, auf daß es Weisheit ins Herz bringe".

Aber Bitzius' Feder, die von nun an nicht mehr rasten sollte, hatte gleichzeitig mit der „Wassernot" ein weit größeres Werk unternommen, das in verhältnismäßig kurzer Zeit vollendet wurde. In Jahr 1838 kam von dem Buch, betitelt „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", von Jeremias Gotthelf, der erste Band heraus. Der zweite erschien im Jahre 1839. Dies Werk war das erste von jenen größeren, reichhaltigen, breit und tief angelegten Einzelgedichten, möchten wir sagen, welche, jedes für sich, ein großes wichtiges Verhältnis im Staat oder in der Gesellschaft auf erschöpfende Weise darstellen und gleichsam die Laterne des Diagones in dessen dunkle, verborgene Seiten leuchten lassen sollten. Hier war es, wie der Titel sagt, das Primarschulwesen, welches mit der eindringenden Sonde des Beobachters, des Psychologen, des genauen Kenners der bestehenden tatsächlichen Zustände zu untersuchen war. Wir müssen hier zum Verständnis der ferner Stehenden etwas ins Historische eingehen.

Der Zustand der Volksschule, namentlich der Volksschule vor der politischen Reform des Kantons Bern im Jahr 1830, war

schon im „Bauernspiegel" ganz plastisch und dramatisch, aber kurz und knapp, wie der Zweck des Buches es mit sich brachte, beregt und angedeutet und durch ein paar grelle Schlaglichter beleuchtet worden. Dies war nun weiter auszuführen, und zugleich waren die Schicksale und wechselvollen Erlebnisse des Schulwesens seit der Neuzeit und dem Neubau desselben, den diese Neuzeit anbahnte, in den Kreis der Darstellung zu ziehen. Diese letztere Seite des Buches ist eine sehr wichtige, und wir haben keine bessere, lebendigere und plastischere Geschichte und Berichterstattung über das bernische Primarschulwesen jener Jahre, als in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" enthalten ist. Die Einkleidung ist die nämliche wie im „Bauernspiegel". Ein armer Schulmeister erzählt seine Lebensgeschichte und berichtet vorerst von seiner völlig verwahrlosten Erziehung, wie er aus einem armen Weberjungen zum Schulmeister geworden. Er erzählt die Zufälligkeiten und Schwankungen seines früheren Lebens, dann seinen Kampf mit bitterer Not, seine Hoffnungen, Enttäuschungen und Leiden. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die der durchgreifenden Reform eines so sehr durch positive und bestehende Verhältnisse bedingten Verwaltungszweiges, wie es das Volksschulwesen ist, entgegenstehen, werden uns hier an dem Lebenslauf eines einzelnen Mannes anschaulich gemacht, welcher, mitten in diese Krisen und Gärungen einer reformbedürftigen Zeit mit seiner ärmlichen, sich kaum über dem Wasser haltenden Existenz hineingeworfen, nahe daran ist, in diesen Stößen und Rückstößen unterzugehen. Das höhere Schulwesen des Kantons war schon lange vor 1830 auf liberale Weise gepflegt und mit Sorgfalt entwickelt worden. Im Primarschulwesen hatte zwar die äußere Reform hier und da mit dem Bau neuer Schulhäuser begonnen, sonst aber war da fast noch alles zu tun übrig. Die Reformbestrebungen aber bewegten sich zwischen zwei Klippen, indem sie auf der einen Seite die Gefahr liefen, durch zu energisches Durchgreifen, wie zum Beispiel durch unerbittliche

Entfernung aller den neuen Forderungen nicht gewachsenen Primarlehrer, gegen viele ungerecht und hart zu werden, auf der anderen Seite die andere Gefahr, durch zu große Nachsicht und Schonung bestehender Verhältnisse den Zweck der Reform entweder gar nicht oder nicht in dem gehofften Umfang zu erreichen und das Resultat derselben zu verkümmern. Alle diese Versuche, Bewegungen und Phasen der Schulreform schildert Bitzius vortrefflich. Sein Buch, welches, wie der „Bauernspiegel“, ursprünglich einzig auf den Kanton Bern berechnet war und sich mithin, wie jener, ein engeres patriotisches Ziel gesteckt hatte, sollte durch die Eindringlichkeit und die ins kleinste Detail gehende Sorgfalt dieser Schilderung durch die Beleuchtung der Notzustände des Schullehrerstandes überhaupt, die Reformer ermahnen, ja nicht stillezustehen und mit dem bereits Erreichten sich zu begnügen, sondern sich mit unausgesetztem Ernst der weiteren Durchführung des Besseren hinzugeben. Dieser Zweck des Buches springt überall hervor, und nur arger Mißverstand konnte anderes darin finden wollen. Das öffentliche Urteil täuschte sich auch gar nicht darüber. Ein späterer deutscher Rezensent in den „Berlinischen Nachrichten“ sagt daher mit Recht: „Leset den Schulmeister, und wenn ihr dabei nicht mit Erbarmen erfüllt werdet ob dem unsäglichen Leid des Lehrers, der früh bis spät mit über hundert ungezogenen Landbuben und Mädels sich plagt, dann Nächte durch am Webstuhl arbeitet und doch nicht der säugenden Mutter und den halbnackten Kindern genug Schwarzbrot, den Hunger zu stillen, zu erarbeiten vermag, und der den eigenen Hunger vergißt ob dem peinigenden Harm des Anblickes seiner hinwelkenden Lieben, ja, dann seid ihr freilich viel beklagenswerter noch als jener unter den gesellschaftlichen Mißverhältnissen fast erliegende, da euer Herz dann härter als Stein sein müßte.“

Bitzius stellt die Armseligkeit des Schullehrerstandes jener Zeit, die Not desselben in ihrer ganzen realen Größe dar; er

verschweigt und verkleinert nichts, er bringt nichts hinzu, um das Bild, gegen das Zeugnis der Wirklichkeit, weniger düster zu machen. Er zeigt unter anderen Dingen, wie der Eigennutz des Staates und der Gemeinden, welcher den Dorfschulmeister fast nur zu einem verachteten Steuern- und Almosenempfänger machte, sich durch den daraus entspringenden Eigennutz der Schulmeister rächte, welche ein Interesse dabei fanden, die Bauernkinder und Bauern selbst möglichst unwissend zu erhalten, damit sie ihnen, den Schulmeistern, als den einzigen Clericis, den einzigen Verwaltern des Wissens (und welches Wissens!) einer Dorfgemeinde, zinsbar und ganz von ihnen abhängig blieben. Aber indem der Verfasser hier wie im „Bauernspiegel" die ganze Wunde aufdeckt, hütet er sich gleichzeitig wohl, bei dem durch die neue Zeit und deren Verheißungen gewaltig aufgeregten Lehrerstande ungemessene Erwartungen und Hoffnungen zu erwecken. Er warnt überall nachdrücklich vor der Illusion, daß das Gute und Bessere in der Welt einzig vom Staate aus, durch Gesetze und Zusicherungen von oben herab, ohne unser eigenes Zutun, ohne eigene Anstrengung und mutigen Kampf geschaffen werden könne. Er lehrt die Gedrückten Maß halten im Erwarten und Hoffen, damit sie auch Maß halten könnten im Verzagen und Verzweifeln. Nach seiner Weise will er nicht verwöhnen, die Leute nicht bequem und faul machen, ihnen nicht schmeicheln, nicht nach dem Mund reden, nicht Wünschen Raum geben und sanguinische Erwartungen wecken, die nie verwirklicht werden könnten. Hätte Bitzius sich durch sein Buch nur bei den Lehrern und Schulfreunden populär machen wollen, hätte er es darauf angelegt, die Erwartungen von der Reform des Schulwesens so hoch als möglich zu spannen, er hätte mit der ihm eigenen Gewalt der Darstellung eine ungeheure Aufregung in dieser Richtung bewirken können, aber dann hätte sein Buch nur dem Augenblick gedient und wäre bald wie andere Agitations- und Parteierzeugnisse ohne Nachhall verschollen. Bitzius hatte einen höheren Ehr-

geiz. Er bleibt nüchtern, lakonisch und sparsam im Rühmen und im Verheißen, er geht aufs Innere los, er will jeden Nerv des Menschen zur Verbesserung seines Zustandes selbst angespannt wissen. Daher ist das Ende „der Leiden und Freuden eines Schulmeisters" nichts weniger als romantisch oder nach Art gewöhnlicher Romane „beseligend und enthüllend", indem das Buch mit der zwar erfreulichen, aber prosaischen, gar nicht hochfliegenden Wendung schließt, daß der arme Käser die Staatszulage von 150 Schweizer Franken (100 Gulden) ohne Bedingung erhält und so von der drückendsten Not und dem bittersten Mangel befreit wird und wieder aufatmen kann.

Diese Nüchternheit und Mäßigkeit des Buches mochte ein Grund sein, warum dasselbe viele, namentlich aus dem Schullehrerstande, nicht befriedigte. Manche mögen ihre Erwartungen getäuscht gesehen haben, indem sie keine Befürwortung höher gesteigerter Ansprüche darin fanden; einige, noch oberflächlicher urteilend, fanden Spott und Satire gegen den Schullehrerberuf da, wo die ernste Teilnahme an dessen Wohl und besserer Zukunft vorhanden war und aus jeder Zeile sprach. Das Buch hatte von vornherein Mühe gehabt, unter Dach zu kommen und einen Verleger zu finden. Mehrere schweizerische Verlagshandlungen lehnten den Druck des Werkes aus ängstlichen, kleinlichen Rücksichten ab, besonders wegen einzelner freimütiger Urteile über große Autoritäten im Erziehungsfach, deren Gunst man nicht verscherzen wollte, bis endlich eine (radikale) Buchhandlung in Bern, die sich dadurch ein wirkliches Verdienst um das Land erwarb, die Herausgabe übernahm. Bitzius sagt in einem Brief an einen Freund in Bern: „daß überhaupt der ‚Schulmeister' kälter aufgenommen wird als der ‚Bauernspiegel', obgleich er höher steht, glaube ich. Das Leben, das in beiden geschildert wird, ist ein ähnliches und im ‚Schulmeister' ein fast ereignisloses, und eine Menge darin enthaltener Vorfälle haben nur für den Schulmann Reiz. Zudem war übrigens das ganze

Leben nicht mehr neu, der ‚Bauernspiegel‘ hingegen eine ganz neue Erscheinung."

Doch wurde das Buch von der großen Mehrzahl der Leser, von allen einsichtsvollen Schulmännern und Freunden der Schulreform mit großer Teilnahme und Wärme begrüßt. In Deutschland, wo es später bekannt wurde, und wo es vielfach, selbst in Ländern wie Preußen, auf ähnliche Notzustände der Primarschullehrer stieß, wurde es mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen und Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" an allgemeiner Wichtigkeit und Wirkung an die Seite gestellt. „Selbst in dem des Schulwesens wegen gepriesenen Preußen", bemerken die „Berliner Nachrichten" (November 1843), die allgemeine Beziehung des Buches hervorhebend, „habe es — während Peter Käser doch noch gegen 40 Taler jährlichen Gehalts gehabt, womit er Frau und Kinder vor dem Verhungern schützen sollte, — vor wenigen Jahren noch 1180 Volksschullehrerstellen mit weniger als 20 Taler und 5104 Stellen mit 20 bis 60 Taler jährlichem Gehalt gegeben, wenn solches Almosen Gehalt zu nennen sei." —

Durch den „Schulmeister" wurde Bitzius erst recht in Deutschland bekannt, namentlich im protestantischen Norden. Im Süden bahnte schon die größere Wahlverwandtschaft der beiden Volkssprachen das leichtere Verständnis an.

Man hat dem Buch in betreff des Charakters des Peter Käser den nicht unbegründeten Vorwurf gemacht, derselbe enthalte Ungleichheiten und Widersprüche, indem er einerseits ein Weiser sei, wie wenige auf Lehrstühlen und Kanzeln stehen, während er andererseits an Vorurteilen und Schwächen kleben bleibe, deren Vorhandensein durch den Grad seiner in der Leidens- und Freudenschule des Lebens erworbenen Erkenntnis fast unwahrscheinlich werde. „Wer", so fährt derselbe bernische Rezensent fort, „ein so tiefes und richtiges Gefühl hat wie Peter Käser, wen der Geist so mächtig zum eigenen Denken antreibt, wer so über Liebe schreiben kann, wer so richtig wie dieser Schul-

meister seine Umgebungen auffaßt und sie mit den Fühlhörnern eines angeborenen psychologischen (seelenkennerischen) Talents bis in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens verfolgt, — dem werden ‚die Haare nicht mehr zu Berge stehen,' wenn er vom Pfarrer vernimmt, daß es besser sei, die Kinder lernen daheim auswendig als in der Schule."

Es ist wahr, Käser spricht oft über seinen Verstand, über die beschränkte Geistessphäre eines so erzogenen, so gedrückten Schulmeisters hinaus; er ist nicht immer der gleiche, er ist oft voll Weisheit und überlegener Einsicht und dann wieder voll Kurzsichtigkeit und Beschränktheit. Bitzius hat das selbst gefühlt, und er hat den deshalb zu erwartenden Tadel durch die beiläufige Anmerkung des Umstandes einigermaßen abzuwenden gesucht, daß Käser sein Manuskript dem Freund Wehrdi, dem gebildeteren Jägersmann, zum Überarbeiten nach Hause gibt und dieser die Blätter auch dem Pfarrer zeigt, so daß es scheinen kann, das, was über Käsers Einsicht in dem Buch gesprochen sei, könne durch die Umarbeitung und Feile dieser Personen hineingekommen sein. Doch wir brauchen in diesem Punkt nicht so ängstlich zu sein; wir können ganz gut zugeben, daß Käsers Charakter, künstlerisch oder ästhetisch betrachtet, kein stetig gehaltener sei, was übrigens auch von Jeremias Gotthelf im „Bauernspiegel" gilt, indem auch dieser über seinen Gesichtskreis hinaus und aus der höheren Einsicht des Schriftstellers heraus spricht. Dieser künstlerische (und nur künstlerische) Mangel läßt sich bei einer solchen autobiographischen Form, wie die für diese beiden Bücher gewählte ist, nicht leicht vermeiden. Der Schriftsteller, der diese Form bloß als Einkleidung benutzt, den es drängt, wichtige Dinge zu sagen, wird öfter durch die Maske seines Helden hindurchbrechen und über dem ihm weitaus wichtigeren Zweck das künstlerische Mittel vergessen. Er zieht seine Verkleidung aus und steht dann in eigener Person vor uns. Dennoch ist Käser, diese ästhetische Ausstellung auch zugegeben, da, wo er nicht Philosoph ist und seine natürliche

Sphäre nicht überschreitet, eine Figur von solcher Naturtreue, von so rührender Wirklichkeit, daß wir an seinem ganzen Dasein, an seinem so naiv erzählten Lebenslauf den innigsten Anteil nehmen und seinen wechselnden Schicksalen mit Spannung folgen. Diesen tiefen Anteil des Lesers bestätigt auf eine rührende Weise jene freundliche Tatsache, deren Richtigkeit uns verbürgt worden ist, daß nämlich ein katholischer Geistlicher aus einem der schweizerischen Urkantone, der die Erzählung Käsers für eine wahre Lebensgeschichte eines wirklichen Individuums hielt, einen kleinen Geldbetrag zur Unterstützung desselben mit der Adresse „Peter Käser zu Gytiwyl im Kanton Bern" auf die Post gab. Der Brief blieb eine Zeitlang in Bern liegen, bis Bitzius, davon benachrichtigt, denselben als zu seinen Händen gehörend reklamierte und den Betrag sofort zu einem gemeinnützigen Zweck deponierte und verwenden ließ. Dieser Zug ist ein beredtes Zeugnis zum Ruhm des Schriftstellers, der das Leben so zu schildern und Dichtung und Wahrheit so zu vereinigen weiß.

Aber neben Käser steht eine andere Gestalt, welche über das ganze Werk einen milden Glanz verbreitet und sogleich die Herzen aller Leser erobert. Es ist Mädeli, die Frau Schulmeisterin, eines jener herrlichen Frauenbilder voll Weiblichkeit und Zartheit und innerer Schönheit, von gleichgewogenen Gemüts- und Verstandeskräften, wie Bitzius uns noch mehrere in späteren Werken geschaffen, und wie sie als wahrhaft höhere und doch der Wirklichkeit so nahe verwandte Wesen uns, wo sie erscheinen, entzücken und erheben. Sehr schön bemerkt das bereits angeführte Berliner Blatt, wie „Mädeli uns zu lebendiger Anschauung bringe, daß der Beistand gottbeseligter Frauen auch für die Schule durchaus unentbehrlich sei. Deshalb stehe Mädeli dem Schulmeister zur Seite; durch ihren Beistand reife Käser erst zum echten Schulmeister empor; sie halte ihn aufrecht und leite ihn über die ihm auferlegten Prüfungen siegend hinüber. Denn sie, heißt es ferner treffend, die bei Anwesenheit der Kinder die Schulstube

nicht betritt, viel weniger unterrichtet, wirkt dennoch als die Seele des Ganzen, so in ihrem Hauswesen wie in der Schule, gleichsam unabsichtlich und lediglich infolge ihres in Liebe getauchten Gemüts. Ununterbrochen nur für Mann und Kinder tätig und sorgend, ist nur sie wie ohne Ahnung dessen, was sie Herrliches schafft. Die herbsten Opfer werden ihr durchaus nicht schwer; denn, was sie auch leiste, muß sie infolge ihrer rein göttlichen Natur leisten; sie kann und weiß es nicht anders, und so würde sie ihrer Natur zuwiderhandeln, wenn Spuren nur von Selbstsucht sie bestimmten; ähnlich wie Desdemona eines Weibes Untreue sich nicht als nur möglich denken kann. So auch tut Mädeli ohngeachtet eines durchdringend klaren Verstandes nur sich niemals genug; daher sie auch stets Gott preiset und danket für die ihr und den Ihrigen erwiesene unverdiente Gnade, selbst in Zeiten drückendster Not. Denn, von Herzen demütig und schuldfrei, beneidet sie niemand, findet ihre Lage vielmehr um so glücklicher, als sie dem Willen Gottes sich unbedingt fügend weiß, daß die von ihm auferlegten Prüfungen nur heilsam sein *können*. Und dies wundersam einfach weibliche Gebilde ist nicht Dichtung, nein! Mädeli lebt wirklich, so gewiß der Geist lebt und ewig leben wird, der sie unmittelbar lebend erschaut und in untilgbarer Schöne darzustellen verstand. Dem Genius ist es verliehen, „in der Natur die höhere Natur schaffend zu gestalten".

Von Mädeli läßt sich das schöne und tiefe Wort von Salis sagen:

> Bei Zypressen sproßten ihre Myrten;
> *Weil sie viel geduldet, liebt sie viel.*

Ein Deutscher, der selbst Romane geschrieben hatte, war von „Mädeli" so entzückt, daß er anmutig sagte, er gäbe drei Kaiserinnen und sieben Königinnen, die Prinzessinnen ungezählt, aus *seinen* Romanen für diese fürstliche Schulmeisterin und für den Schulmeister ein halb Dutzend sehr schön geputzter Helden noch dazu.

Als Kuriosum mag hier noch beigefügt werden, daß, wie wir

gehört oder gelesen, eine Gräfin Schwerin mit dem Plane umgeht, aus „Mädeli" mit Weglassung von allem, was in den „Leiden und Freuden" sich auf das Technische des Schulwesens, auf den praktischen Zweck des Buches bezieht, einen eigenen Roman zu machen, in welchem die Frau Schulmeisterin als einzige Hauptheldin noch größer erscheinen sollte. Wir anderen möchten sie in ihrer bisherigen Umgebung wohl vorziehen.

Auch die um die Schulmeisterfamilie herum gruppierten Nebenfiguren sind treffliche Zeichnungen und Charakterbilder. Dahin rechnen wir besonders den alten Weber und seine mehr als wunderliche Ehehälfte, deren letzte Pflege eine so himmlisch schöne Seite in Mädelis Leben ist, ferner den alten Schulmeister, Käsers Mentor, auch ein paar jüngere Kollegen, die in leichten Umrissen vorkommen. Eine erfreuliche Erscheinung voll Kraft und überlegener Einsicht ist der spätere Pfarrer von Gytiwyl, der so treffliche Anleitung gibt, wie in einer Dorfschule mit Zeit und Stoff, dem lebenden und dem toten, Haus zu halten sei, der so frei und bewußt dasteht und seine Kenntnis der Welt und der Menschen dem Guten nutzbar zu machen weiß. Wehrdi, der Jägersmann, ist ein Charakter ganz besonderer Art, wie ihn Bitzius nur in ein paar seltenen Exemplaren und offenbar stets mit großer Vorliebe gezeichnet hat. Er ist eine durch fremde und eigene Schuld misanthropisch gewordene, aber in ihrem moralischen und intellektuellen Kern wie in der physischen Konstitution ungeschwächte und unverwüstliche Natur. Er hat mit der Welt abgerechnet und sein Urteil bleibt eben deswegen fest und sicher, wird aber doch von einem natürlichen Wohlwollen für diejenigen geleitet, denen er noch vertrauen zu können glaubt. Er ist eine Art von genialem Kraftmensch, von rauher Außenseite und harter, stachlichter Schale, aber trefflichem Kern. Die ganze Figur hat etwas fremdartig Abgeschlossenes und Überlegenes, das mit des Schulmeisters gedrücktem Dasein und unfreiem Wesen in einen sehr poetischen Kontrast gesetzt ist.

Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ werden unter dem Ehrentitel, den ihnen ein Deutscher gab, als „wahres Erbauungsbuch für arme Schulmeister“ unvergänglich bleiben. Das Buch hat übrigens für des Verfassers Heimat als Geschichte des bernischen Primarschulwesens einer bestimmten Zeit, wie wir bereits bemerkt, bleibenden historischen Wert. Es ist ein Zeugnis und eine Urkunde über den Primarunterricht, wie er war, und ein pädagogischer Leitfaden für diesen Unterricht, wie er werden sollte. Dabei ist der Reichtum allgemein menschlicher Beziehungen in dem Buche groß. Es enthält ein Bild des Lebens, in welchem jedermann sich bespiegeln kann. Eine große Tiefe der Empfindung, eine stete Berufung an die sittlichen und religiösen Kräfte im Menschen treten neben den dichterischen Eigenschaften des Werkes mit Macht hervor, und die breitere Anlage desselben gestattet ein freieres Ergehen und tieferes Eindringen in dieser Richtung. Das öffentliche Urteil hat auch längst dem Buche eine vorzügliche Stelle unter den Schriften des Verfassers angewiesen.

In den beiden nächstfolgenden kleineren Schriften, nämlich in der Erzählung: „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen,“ die 1838, und in der anderen: „Dursli, der Branntweinsäufer oder der heilige Weihnachtsabend,“ die 1839 erschien, betritt Bitzius einen neuen Boden. Er geht hier dem Laster der Trunksucht, besonders dem Branntweintrinken, welches in einigen Berggegenden seines Heimatkantons zu einem verheerenden Fluche geworden war, zu Leibe. Behörden und Privaten hatten gerade damals diesem um sich greifenden Laster die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Sehr gute Gelegenheitsschriften waren erschienen, unter denen wir die „Branntweinpest“ von Dr. Lehmann nennen, vom medizinischen Standpunkt aus geschrieben, und so wollte auch Bitzius sein Scherflein einlegen zur Bekämpfung dieses Erbfeindes nationaler Wohlfahrt. Er tat dies in seiner Weise. Er predigte durch warnende Beispiele, die er wahrscheinlich nicht einmal sehr weit zu holen hatte, und stellte

in den beiden genannten Schriften diese Branntweinpest in ihrer ganzen Furchtbarkeit dar.

Was das erstere Büchlein: „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen", betrifft, so ist der Titel fast noch schauriger als der Inhalt, und man könnte glauben, es sei von einem wirklichen, nicht bloß figürlichen Ertrinken oder Verbrennen im Branntwein die Rede. So furchtbar ist freilich die Sache nicht. Die Mädchen kommen bloß durch den Branntwein um. Aber des Schrecklichen bleibt freilich noch genug. Man hat dem Büchlein den Vorwurf einer allzu grellen und nackten, bis ins Eklige gehenden Darstellung gemacht. Auch fand man die Wiederholung der fünf ähnlichen Lebensläufe einförmig und von bloß lokalem Nutzen, weil das Branntweintrinken in diesem Maße bei jungen Mädchen allzu selten sei. Bitzius motiviert das Schriftchen in zwei Zeilen auf folgende Weise. Er habe, sagt er, über das Branntweintrinken ein Lustspiel gelesen, welches mit einer Heirat und einem frohen Mahle schließe; er habe nun versucht, über denselben Gegenstand ein Trauerspiel zu schreiben, und zwar habe er dasselbe nicht erfunden, sondern nur zum Druck die Erzählung wirklicher Begebenheiten geordnet, die er einem Freunde verdanke. Mithin wären die fünf Lebensläufe wahre Geschichten, die leider, nach demjenigen zu urteilen, was namentlich in gewissen Seitentälern des Emmentals und anderer Berggegenden des Kantons Bern (und wohl auch anderswo) geschieht, nicht isoliert stehen mögen. Das Büchlein ist in der Tat, wohl absichtlich, sehr grell und dunkel gehalten. Schon der Anfang desselben, die Beschreibung der Wirtsstube in jenem „Tälchen" und der Gäste derselben macht uns ordentlich bange; wir schnappen in diesem Qualm nach frischer Luft und sehnen uns ins Freie. Doch gibt es auch einzelne Sonnenblicke in diesen Schatten hinein, zum Beispiel das Bild des alten Häftlimachers, wie er in der Sonntagsfrühe so sorgfältig wässert und „jedem Gräschen das Maß Wasser zukommen läßt, welches ihm heilsam ist". Die fünf Lebens-

geschichten aber sind, wie Bitzius verspricht, eigentliche Trauerspiele, in denen erschütternde Szenen vorkommen, und von ganz tragischem Abschluß. Dahin rechnen wir die Schilderung von Stüdelis Wahnsinn, die Geschichte von Bäbelis Eid und dessen Folgen, das gräßliche Ende der wüsten Marei und die erschütternde Katastrophe Lisis, womit das Büchlein schließt. Daß sich diese Schicksale und die abschüssigen Wege dahin in vielem gleichen müssen, war natürlich. Doch hat Bitzius mit Kunst und planvoll dem Beginn der Trunksucht bei jedem der unglücklichen Geschöpfe eine andere Veranlassung und eine andere Art von Verführung zugrunde gelegt. „Alle waren in verschiedener Lage und verschieden packte sie die Sünde an." Gerade diese ganz verschiedenen Jugend- und Verführungsgeschichten der fünf Mädchen machen das Büchlein wichtig und lehrreich. Denn unser tiefes Mitleid mit den zwar nicht ohne eigene Schuld, aber doch durch die vorangegangene erste Schuld anderer dem schauerlichen Abgrund zuschwankenden Mädchen verwandelt sich sofort in Zorn über die heillose Verwahrlosung von Seite der elterlichen Erzieher und Pfleger. Bitzius mußte diese Gewissenlosigkeit und Gottlosigkeit der Eltern, die bald direkt durch eigene Sorglosigkeit um ihre Kinder, bald mittelbar durch Leichtsinn in der Wahl derjenigen Personen, welchen sie dieselben anvertrauen, an ihrem Unglück schuldig werden, an verschiedenen Lebenslagen und Berufen dieser Eltern zeigen, damit recht klar werde, daß der Grund des Übels nicht in dieser oder jener zufälligen Begangenschaft oder Lebensweise der Eltern zu suchen sei, sondern weit tiefer in deren ruchlosem und stumpfem Sinn, der keinen Begriff von den Pflichten hat, die sie an den Kindern erfüllen sollen, von der Heiligkeit des ihnen anvertrauten Pfandes, von der Verantwortung, welcher diese Pflichtvergessenheit sie aussetzt. Die Verwahrlosung der Erwachsenen, der Eltern selbst, der Pauperismus, der, teilweise wenigstens, diese Frucht erzeugt, erscheinen dann hinwiederum als entferntere, den Kreis der Mitschuldigen erweiternde Faktoren.

Auf ganz verschiedenen Wegen läßt daher Bitzius die fünf Opfer dem verderbenden Laster entgegengeführt, dem Moloch gleichsam in die Arme gebracht werden. So kommt die Bauerntochter Lisi auf ganz andere Weise zum Branntweintrinken als das Bettelkind Marei und das Fabrikkind Lisabeth oder das Lehrmeitschi Bäbeli und dessen Meisterin Stüdi. Nur das bleibt bei allen außer Zweifel, daß ohne die Gewissenlosigkeit und den Leichtsinn ihrer elterlichen Vormünder keine von allen vom Laster ergriffen worden wäre. Hier liegt nach unserer Ansicht der Schwerpunkt des Büchleins. Bitzius wollte die schlimme Wurzel des Übels zeigen. In der „Armennot" sehen wir ihn später positiv heilend auftreten und durch bessere Erziehung armer Kinder diese einem besseren Leben und sittlich religiöser Zucht zuführen. Die „Fünf Mädchen" sind übrigens, das geben wir zu, nicht eine Lektüre für jedermann, sondern das Büchlein scheint vorzugsweise an Pädagogen, Eltern, Vormünder, ferner an Personen, die im Staatsleben zu wirken haben, gerichtet. Da übrigens dasselbe besonders für die Heimat des Verfassers und die krankhaften Verhältnisse einzelner Gegenden derselben bestimmt war, so hat der Vorwurf, den ein deutscher Kritiker dem Schriftchen macht, daß es für Deutschland Überflüssiges enthalte, weil dort der Fall so junger Branntweintrinkerinnen etwas höchste Seltenes sei, wenig zu bedeuten. Das Büchlein ist jedenfalls auch in Deutschland eifrig gelesen worden. Es bespricht und berührt ein weit verbreitetes Übel und hat daher seine Bedeutung für alle, besonders nördliche Gegenden, wo das „Feuerwasser" zu einer verheerenden Macht geworden ist.

„Dursli, der Branntweinsäufer" ist eine Erzählung von ähnlichem Stoff, aber ungleichem, nämlich glücklichem, nicht tragischem Ausgang. Es ist ein Säufer, der sich bekehrt, nachdem er seine Familie in die bitterste Not versetzt hat und selbst auf dem Punkt moralischen und physischen Unterganges steht. Die Lage Durslis ist von Anfang an eine andere als

diejenige in den „Fünf Mädchen“ und gibt der Hoffnung noch Raum. Dursli ist nicht von Jugend auf und von Haus aus verdorben. Er ist als ein tüchtiger, braver Bursche aufgewachsen. Er hat ein gutes Handwerk gut gelernt, ist an Arbeit gewöhnt und in derselben geschickt. Er wird erst spät als verheitateter Mann und Familienvater von einem jener schlechten Subjekte und eigennützigen Aufhetzer verführt, die Bitzius besonders gern aufs Korn nimmt und später noch oft in seinen Werken schildert. Endlich hat er in seiner Frau einen Engel zur Seite, der sein guter Genius bleibt, und in dessen liebevoller Nähe, wenn einmal das Eis seines Herzens gebrochen und die bessere Einsicht gekommen ist, die moralische Genesung rasch fortschreitet und vor Rückfällen sicher bleibt.

Die furchtbare Krisis, die Peripetie des Dramas, möchten wir sagen, aus welcher Dursli als ein anderer Mensch hervorgeht, wird scheinbar plötzlich herbeigeführt durch die zu Visionen, zu einer Art von Delirium führende Aufregung eines fürchterlichen Rausches, dessen Wirkung durch den Zorn der Enttäuschung verdoppelt wird, die der arg geprellte und ruinierte Dursli von seiner lumpigen kommunistischen Kameradschaft erfährt. Diese überschnelle Entwicklung ist getadelt worden. Ein Mediziner aus Bern schreibt hierüber an Bitzius: „Nur eines habe ich als Mediziner oder vielleicht mehr als Psycholog auszusetzen. Es ist kein Übergang zu dem furchtbaren Teufelstraum vorhanden. In diesem Grade kommen sie bei Säufern wohl nie auf einmal vor. Oft jahrelang gehen allerlei Sinnestäuschungen voraus. *Der Traum selbst aber ist wahr. Ich könnte Ihnen ähnliches aus dem Leben von Säufern mitteilen.*“ In dieser Vision sehen wir die ins Ungeheuerliche gehende Phantasie des Verfassers wirken, der später die „Schwarze Spinne“ schuf und andere Sagen. Die „Bürglenherren“ und die an sie geknüpfte Teufelssage kommen in Bitzius’ Schriften noch mehrmals vor, so in „Doktor Dorbach“. Die Farbe ist außer=

ordentlich stark aufgetragen; vielleicht ist aber dieses Phantastische und alles Maßes Entbehrende gerade in der Volksvorstellung begründet und auf dieselbe am mächtigsten wirkend. Was Bitzius über die verschiedene Auffassung der Sagen sagt, ist bezeichnend. Er deutet damit an, daß diese Sagen, geistig und rein aufgefaßt, einem edleren Kern zur Schale dienen können und unter den Erziehungsmitteln der Menschheit ihre wichtige Bedeutung haben.

„Dursli" machte sowohl in des Verfassers Heimat als im Auslande Sensation und erlebte mehrere Auflagen. Die Macht der Darstellung war in dieser kleinen Dichtung eine gewaltige. Riehl hat in seiner „Naturgeschichte des Volks" folgendes treffende Urteil darüber gefällt: „Die Fabel", sagt er, „ist so einfach, daß man sie in drei Zeilen ausschreiben könnte, die ganz gewöhnliche Geschichte eines Familienvaters, der sein Haus durch sein wüstes Kneipenleben ins Elend bringt, aber ganz zuletzt in der zwölften Stunde wieder umkehrt. Die Sache ist eben nicht neu und die Moral auch nicht. Aber durchaus neu ist die Gewalt der Schilderung, mit welcher uns dieser moderne Jeremias in den inneren steigenden Verfall des Hauses blicken läßt; da wächst die simple Geschichte vor unseren Augen zu einer Tragödie auf, und wo die Katastrophe kommt — so klein und gewöhnlich, daß sie ein regelrechter Poet gar keine Katastrophe mehr nennen würde —, da malt sich das einfache Bild des dem Abgrund zu stürzenden Hauses so naturwahr in seinen tausend Einzelzügen vor unseren Augen aus, daß es uns die Brust zusammenschnürt und wir dem Verfasser zurufen möchten, er möge aufhören, wir hielten's nicht länger aus! und wo dann der Sünder sich bekehrt und Buße tut und eine ganze Familie, die schon wie abgestorben war, wieder auflebt und Friede und Segen wieder einzieht, da möchten wir dem Verfasser ebenfalls zurufen, er möge innehalten; denn der stille Jubel wolle uns das Herz zersprengen. Das ist der Quell der Poesie, der in dem deutschen

Hause verborgen ist und nur des Poeten harrt, der den Mosisstab besitzt, um ihn herauszuschlagen."

Daß Bitzius im Besitze eines solchen Stabes sei, ward immer allgemeiner anerkannt, und in „Dursli" bewährte sich seine große Kunst, die in „Käthi, der Großmutter" ihren Höhepunkt erreichte, die Kunst, aus wenigem viel zu machen, dem einfachsten Stoff ein dichterisches Leben einzuhauchen und durch die Art der Darstellung Bedeutung zu geben. Die Liebe und Treue im kleinen, die wir an den Alten, besonders den Griechen, bewundern, zeichnen Bitzius in hohem Grade vor vielen aus. Eine solche Szene ist Durslis Heimkunft am Weihnachtsfrühmorgen und das Aufgehen eines neuen Tages in der Familie, dann Bäbelis Kirchgang, das Mittagessen und Durslis Nachmittagsbekenntnis gegen seine Frau. Der ganze Tag enthält eine Reihe von Bildern von unnachahmlicher Zartheit und Innigkeit. Die zuletzt vom Großvater Sami erzählte Sage von den Bürglenherren schwebt dann nur noch wie eine schwindende dunkle Wolke an dem helle gewordenen Himmel, und wir legen das Büchlein mit einer so freudigen Empfindung aus der Hand, als fühlten wir uns selbst zu einem neuen Sein und einer freudigen Zukunft gestärkt, und dürften keinen Augenblick verlieren, das gute Prinzip in uns zum leitenden und herrschenden zu machen.

Diesen beiden Erzählungen, den „Fünf Mädchen" und dem „Dursli" folgte auf dem Fuße (1840) eine kleine Schrift verschiedener Art nach, von allgemeinerem Charakter und anderer Form, die „Armennot". Der Verfasser nimmt hier, statt durch eine konkrete Erzählung, durch ein Beispiel ein soziales Gebrechen zum Bewußtsein zu bringen und aus dem Tatsächlichen die Lehre zu entwickeln, die daran geknüpft wird, einen anderen allgemeineren, übersichtlichen Standpunkt ein. Er verfährt, um uns so auszudrücken, analytisch, nicht synthetisch. Er stellt den Grundsatz oben an und spricht die leitenden Gedanken aus, die er erst zuletzt an einem realen Beispiel erprobt, und deren Frucht-

barkeit er an demselben nachweist. Er bezeichnet von vornherein die Armenfrage als die große, brennende Frage unserer Zeit und der nächsten Zukunft. Er spricht von der Not und ihren Quellen, den fernen, in der Vergangenheit der Geschichte liegenden, und den nahen. Er tritt gegen unrichtige Heilmethoden auf; er bekämpft zum Beispiel die Zentralisation des Armenwesens wie überhaupt die bloß äußerliche Abhilfe. Er geht in die Tiefe und spricht das schöne Wort aus: „Was kein Königswort vermag, vermag die Liebe." Er predigt Heilung von innen; er will „das Übel in dem Zustande erfassen, in welchem es am leichtesten zu heben ist, das heißt so früh als möglich". Dies führt ihn auf die Armenerziehung. „Die Liebe", sagt er, „soll dem Kind des Armen Gotte und Götti sein, die elterliche Pflege ersetzen." Er spricht von „der Hilfe in ihrer ideellen Gestalt", von der Idee, die dieser Armenerziehung zum festen Grund dienen müsse, und sieht einzig im Christentum, in der christlichen Idee und Gesinnung, das belebende Prinzip, welches die Frage von der rechten, geistigen Seite aufzufassen vermöge und lehre. Er stellt sich auf die Höhe unserer Zeit, welche nicht minder als vergangene Jahrhunderte zu Großem berufen sei, nur zu einem anderen, ihr eigenen Großen. Daher ermahnt er die Zeitgenossen, „vorwärts und in die Zukunft hinaus ein lebendig Denkmal, das himmelan strebe, ein lebendiges Münster zu bauen", und er nennt Pestalozzi den „Hochbegabten, der das Wehen dieses Geistes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in seinem Namen der Kinderwelt sich hingab, um aus ihnen Münster, Klöster, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende". Bitzius spricht in Pestalozzis Geiste treffliche Worte; sein Büchlein erscheint wie ein beredter Nachruf an den Greisen, „den die Welt von seinen Kindern weggedrängt, mit welchem aber seine Idee nicht begraben wurde". — Er zeigt sodann der Hilfe Ausführbarkeit, wenn man nur die Hoffnung und Begeisterung nicht

verliere, das scheinbar kleine Resultat nicht geringschätze und Neid und Egoismus überwinden lerne. Freilich gibt er zu, daß kleine Ländchen, wo das Familienleben noch am besten gedeiht und sich am lebendigsten erhalten, hier ungemein im Vorteil seien, während in großen Staaten die Riesengröße des Übels fast den Mut lähme, ihm entgegenzutreten. Aber eben weil seine Heimat hierin vergleichsweise so günstig gestellt ist, wendet er sich mit doppeltem Nachdruck und edler Wärme an dieselbe und fordert alle politischen Parteien auf, ihren Hader über diesem gemeinsamen Werke zu vergessen und sich allseitig daran zu beteiligen. „Wenn Streit sein müsse," ruft er aus, „so solle ja nur der sein, wessen Liebe die größere, die aufrichtigere sei." Die Armennot zu überwältigen, sie zu entsumpfen, so daß „das Pestartige derselben ausgetrocknet, entfernt, der Schlange der Giftzahn ausgebrochen werde", sei nicht nur ein nationales Werk, sondern ein bedeutender Teil der Aufgabe des Christen gegenüber seinen Brüdern.

Vieles ist schon zustande gekommen auf diesem Wege, und Bitzius weist uns auf das bereits Erreichte hin, welches bei redlicher Ausdauer in demselben Geiste noch reichlichere Früchte und größere Resultate hoffen lasse. Fellenberg ist durch seine treffliche Wehrlischule in die Fußstapfen Pestalozzis getreten. Vereine und Anstalten entstanden und wirkten in verschiedenen Kantonen der Schweiz, so in Glarus, in Zürich, in Appenzell. In Bern gab, wie wir bereits angeführt haben, der Verein für christliche Volksbildung den Impuls. Erfreuliche und blühende Anstalten entstanden auch hier, und Bitzius kommt nun auf diejenige unter ihnen zu sprechen, zu deren Entstehung, Einrichtung, Werden und Wachsen er so treulich mitgewirkt, auf die Armenanstalt von Trachselwald, in der Nähe von Lützelflüh. Er verweilt mit Liebe und Stolz bei dieser Schöpfung gemeinnütziger Männer aus seiner Nähe und weist an ihr die Ausführbarkeit der Pestalozzischen Idee nach, sobald ernster Wille und

kluges Haushalten mit den vorhandenen Mitteln sich vereinigen. Dieser letzte Abschnitt der Schrift, gleichsam ihr Paradigma, enthält wahre Goldkörner in betreff der Erziehung der Armen und deckt eine Menge irrtümlicher Ansichten auf. Man sieht es Bitzius hier so recht an, wie sehr die Armensache überhaupt seine teuerste Herzensangelegenheit war, wie die Armenanstalt zu Trachselwald eine seiner wichtigsten Sorgen. Er ruht mit der Liebe eines Familienvaters auf diesem Hause, dessen Wohl und Wehe er seit dem Tage seiner Gründung teilte. Es ist in Wahrheit seine zweite Familie. Ihre Angelegenheiten sind die seinigen. Hier geht er aus und ein, hier hat er gewirkt und gehandelt, als ob seine Ehre und sein Glück mit dem Gedeihen der bescheidenen Stiftung unauflöslich verbunden wäre. Er besuchte die Anstalt sehr fleißig und kannte, wie uns ein Freund des Verewigten schrieb, die Knaben fast alle mit Namen. Sein scharfes Auge bemerkte gar manches, was anderen entging, wobei er bald mit Liebe, bald mit Ernst Übelstände zu heben wußte. Er war lange Jahre Präsident des Vereins und der Verwaltungskommission und die Seele von allem, was für die Anstalt geschah. Er tat für sie alles, was in seinen Kräften stand, und die Liebe und Anerkennung derselben wurde ihm auch in vollem Maße zuteil. Hier lag ein bedeutsamer Teil seines praktischen Wirkens, und in der „Armennot" tritt der Schriftsteller gleichsam zurück hinter dem handelnden Mann, der hier seine liebste Idee und freudigste Tat verteidigt. Die Anstalt in Trachselwald, die sich einer steigenden Blüte erfreut und bei vierzig Knaben zählt, ist der lebendige beredte Kommentar zur „Armennot", sowie dies Büchlein der Anstalt Ausleger und Gedenktafel ist. Dies gibt der Schrift eine besondere Bedeutung. Sie ist entstanden aus dem Drang des Verfassers, die Idee der Armenerziehung so populär als möglich zu machen, indem er sie einerseits an die höchsten Gesichtspunkte knüpfte und andererseits die praktische Ausführbarkeit der Sache nachwies. Julian Schmidt

hat die „Armennot“ mit vollem Recht „ein goldenes Büchlein“ genannt.

Wir können von nun an (und konnten schon früher) die Jahre von Bitzius nach seinen schriftstellerischen Werken zählen, da seine Produktionskraft sich stets zu steigern scheint und Jahr um Jahr bedeutende Erzeugnisse sie beurkunden. Auch floß sein Leben so ruhig und unbewegt, so von äußeren Schicksalen ungestört und glücklich dahin, daß wir seine Schriftwerke die einzigen Ereignisse derselben nennen möchten und seine Bahn nach diesen geistigen Meilenzeigern zu bemessen und nach denselben ihr zu folgen berechtigt sind.

Das Buch, welches zunächst aus Bitzius' Feder floß, und welchem einige Jahre später eine Fortsetzung als zweiter, jedoch unabhängiger Teil folgte, war unter seinen zahlreichen Schriften diejenige, welche ihn auf den Gipfel des Ruhmes in der ihm eigentümlichen Gattung erhob und zu einem Liebling des Publikums machte, welches erst jetzt zum vollen Bewußtsein über seine großen Anlagen zu kommen schien. Wir sprechen von „Uli dem Knecht“, der unter dem Titel: „Wie Uli der Knecht glücklich wird, eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute,“ im Jahr 1841 herauskam und sofort als die Krone seiner bisherigen Schriften proklamiert wurde. Kein späteres Buch von Bitzius hat den Ruf von „Uli dem Knecht“, dem später „Uli der Pächter“ als würdige Fortsetzung zur Seite stand, übertroffen, wenn auch neben demselben als gleichberechtigt „Geld und Geist“ und „Käthi die Großmutter“ erschienen und im öffentlichen Urteil, das gewöhnlich bei so vielen Werken sich eine Rangordnung nicht nehmen läßt, den gleichhohen Rang behauptet haben.

Dieses Urteil über „Uli“ war natürlich und gerechtfertigt. Die Eigentümlichkeit von Bitzius' Talent und Richtung entfaltete sich hier in größter Breite und Tiefe. Alle Eigenschaften, die Bitzius als Schriftsteller einer eigentümlichen Gattung auszeichnen, die genaueste Kenntnis ländlichen und bäuerlichen Lebens, der Sitte

und Anschauungsweise, der Spiele und Arbeiten des Landmanns, der inneren und äußeren Ökonomie der großen Bauernhäuser, die Naturtreue der Schilderungen, die Farbenfrische und Wärme der Erzählung, scheinen erst hier den rechten Spielraum gewonnen zu haben. Der Verlauf im „Bauernspiegel“ war zu rasch gewesen; zu vieles mußte dort in schneller Folge dargestellt werden, um behaglich beim einzelnen verweilen zu können und namentlich das Leben des Bauernhauses in seinen mannigfachen Beziehungen zu zeichnen. Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ hatten einen ganz speziellen Zweck, und viele Beziehungen dieser Schrift konnten nur die Schulmänner interessieren. Auch die kleineren folgenden Schriften hatten ihre eng umschriebenen Zwecke und können als Gelegenheitsschriften angesehen werden. Einige, wie die „Fünf Mädchen“ und „Dursli“, hatten überdies düstere Sittengemälde zu entrollen. „Uli der Knecht“ ruht auf einer allgemeineren, wir möchten sagen: behaglicheren Grundlage. Bitzius konnte hier freier als in den früheren Schriften seinem Zuge folgen, die menschlichen Dinge in ihrer Ganzheit, in der Verbindung von Gutem und Schlimmem, mit ihrem Licht und Schatten darzustellen und die Breite des Lebens walten zu lassen. Er konnte, unbeschadet dem von ihm nie außer acht gelassenen ethischen Zweck, der Dichtung ihr Recht geben, zu erfreuen und aufzumuntern und nach Gewittern die Sonne wieder leuchten zu lassen. „Uli“ zeigt uns in einem großen, wahren, lebenswarmen Bilde das Leben des Landmanns, besonders aber die Verhältnisse zwischen dem herrschenden und dienenden Landmann, zwischen Grundbesitzer und Arbeiter, Meister und Knecht, und führt uns in die vielfach bewegte Welt ein, die innerhalb des Kreises, den wir mit dem allgemeinen Namen Dorfleben bezeichnen, ein kompliziertes, abgestuftes, organisch gegliedertes Ganzes ausmacht. Es war in dieser Beziehung ein für Bitzius und seine Dichtungen höchst günstiges Moment, daß er in einer Gegend lebte, wo, wie im Emmental

und Oberaargau, das aristokratisch-bäuerliche Element, der große Grundbesitz das Herrschende und Maßgebende war, welchem die anderen Teile der Gesellschaft, die Nichtbesitzenden oder nur in geringerem Maß Besitzenden gleichsam hierarchisch eingefügt waren. Dieser große Grundbesitz, die großen ungeteilten Höfe mit ihren Rechtsamen und ihrer ausgebildeten Ökonomie, waren das Bild einer Welt im kleinen, in welcher es Stände, Stufen und Rangordnungen gibt wie in der großen Gesellschaft, patriarchalische, bürgerliche, proletarische Elemente, die sich bald freundlich unterstützen, bald feindlich gegenüberstehen. Bitzius' Dichtung, aus Gegenden geschöpft, in welchen das Eigentum mehr nivelliert, Grund und Boden stark geteilt sind, wäre weit weniger reich und mannigfaltig geworden. Das große Bauernhaus hingegen ist wie ein Staat im kleinen und hat seine Dimensionen als ein vielfach zusammengesetzter Organismus.

Dieses kleine Reich nun, das Reich des großen Bauernhofes, ist der Gegenstand von „Uli dem Knecht" (und später „Uli dem Pächter"). Bitzius hätte sein Buch auch überschreiben können: „Der bernische Bauernhof" oder so etwas, wenn er nicht schon in dem Titel hätte andeuten wollen, wohin seine Erzählung und dichterische Darstellung ziele. Er wollte demnach das Verhältnis zwischen Meister und Dienstboten, Grundbesitzer und Lohnarbeiter beleuchten und Licht und Schatten dieses Verhältnisses zeigen. Das Buch hat daher diese Doppelseite und Doppelrichtung stets im Auge. Meister und Knecht sollen in demselben die vernünftigen Grundsätze finden, durch welche sie einzig als Teile eines Ganzen wirken und die gegenseitige Wohlfahrt erstreben und fördern können. Bitzius schreibt einem Freund darüber: „Uli ist eigentlich nur das erste Bild einer ganzen Reihe. Es ist ein eigenes Feld, Dienstboten durch vieler Meister Häuser zu führen. In den Memoiren einer Köchin läßt sich das ganze Leben einer Bürgerschaft aufrollen." — „Uli" war ein fruchtbares Thema zu einer Zeit der Bewegung, die ganz besonders diese Verhältnisse auf-

rüttelte, hier Neid und Trotz, dort Hochmut und Härte erzeugte und begünstigte, und der Gegenstand war höchst zeitgemäß in einem vorzugsweise agrikolen Land, wo zwischen herrschenden und dienenden Elementen, zwischen Grundbesitz und Tagelöhnertum, Grundkapital und Arbeit, die Kluft sich erweiterte und Reibung überall zutage trat.

Das Buch hatte so einen trefflichen ethischen Stoff zu behandeln. Bitzius benutzte und entwickelte denselben auf die schönste und fruchtbarste Weise. Uli wird aus einem faulen, liederlichen Knecht ein fleißiger und arbeitsamer; er lernt aus einem gedankenlosen und rohen Zustande, dem nur die Spanne der nächsten Gegenwart etwas gilt, sich herausarbeiten zur Hoffnung auf die Zukunft, zum Glauben an sich selbst und an die Möglichkeit besserer Zustände und glücklicherer Tage. Ein langsamer Entwicklungsgang und Widerwärtigkeiten aller Art führen ihn bis zu diesem Punkt. Ein vortrefflicher Meister, der Bodenbauer Johannes, wird das erste Werkzeug seiner Umkehr und bleibt von da an der uneigennützige Leiter und Rater seines schwankenden und unsicheren Geistes. Die Operation geht langsam, aber sicher vor sich. Bitzius erspart seinem Helden, wie er es auch im „Schulmeister" getan, nichts. Er läßt ihn scharf arbeiten, und der Leser empfindet es oft mit Uli, als ob dessen Kämpfe und Anstrengungen am Ende vergeblich sein dürften. Doch „Treue siegt", möchte man sagen. Uli arbeitet sich zu höheren Stufen empor, die zu erreichen ihm früher eine Unmöglichkeit geschienen. Er ringt sich aus dem geringeren Dienstverhältnis eines Knechtes zum freieren und selbständigeren eines Pächters empor, bis seine Ausdauer, sein unverdrossener Mut und treues Streben durch die Liebe eines vortrefflichen Mädchens belohnt werden, an dessen Hand seinem Leben eine schönere und freiere Zukunft aufgeht. Das Buch hat darum einen ungemeinen sittlichen Wert, weil Bitzius in demselben wie ein Schulmeister, seinem obersten Grundsatz getreu, daß die Vorsehung unsere Kräfte erst dann steigere und vermehre,

wenn wir sie zu benutzen verstehen und in eigener Bestrebung nicht lässig sind, sehr mäßig im Lohnen der Anstrengungen und Mühen des Uli verfährt. Ein vertrauter Freund von Bitzius, selbst ein Landmann und trefflicher Meister in der Art des Bodenbauers, machte ihm die Bemerkung, er lasse seinen Uli hart schaffen und eine strenge Schule durchmachen, ehe er ihn auf einen grünen Zweig bringe. Bitzius erwiderte, dies sei allerdings richtig und er gehe absichtlich einen anderen Weg als viele Schriftsteller. Er könne die „Wunschhütlein" nicht leiden, durch welche dieselben ihre Helden glücklich zu machen pflegen. Er halte diese Art von Schriftstellerei für verderblich, weil sie die Leute faul und träge mache. Sein Zweck sei überall, die eigene Kraft zu wecken und den Leuten ihre Pflicht und ihr Tagewerk nicht allzuleicht zu machen. Ulis Charakter war auch zu diesem Zweck vorzüglich gut gewählt. Hätte Bitzius aus Uli einen genialen Knecht gemacht, der, mit sicherem Urteil und Energie begabt, ebenso schnell aus dem Sumpfe gestiegen wäre, als er in denselben hineingeraten, so wäre aus einem solchen Lebensgange einer begünstigten Natur die große Lehre nicht zu schöpfen gewesen, daß Arbeit mit Treue im Beruf und schlichtem Gottvertrauen verbunden imstande seien, sich ein zufriedenes und glückliches Los zu schaffen, auch bei sehr mittelmäßigen Anlagen und einem bescheidenen Maß von Geisteseigenschaften, an welche so oft irrigerweise, als durch sie bedingt, des Lebens höchstes Gut geknüpft wird. Uli ist ein Alltagscharakter von sehr unsicherem Urteil und von einer Borniertheit und Wankelmütigkeit, die uns oft ungeduldig macht, und gleichwohl erzwingt seine schlichte und ausharrende Treue unsere Achtung, und wir müssen gestehen, daß Ulis Weg, wenn auch ziemlich sauer, noch manchem offen steht, der ihn bloß aus Trägheit versäumt, und daß dieses Buch ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes ist, indem es vielen, sehr vielen durch Tatsachen, die wir täglich selbst wahrnehmen können, den natürlichen Weg zeigt, sich aus mühevollen, dienenden Zuständen

zu etwas Besserem und Erfreulicherem im Leben aufzuschwingen. Was die Figuren im „Uli dem Knecht" betrifft und das, was wir den Roman des Buches nennen möchten, so werden wir dies noch später besprechen können, bei „Uli dem Pächter", welcher erst 1849 erschien. Wir verweilen daher jetzt nicht länger bei dem köstlichen Buche, dem gelesensten vielleicht von allen Schriften von Bitzius und demjenigen, welches namentlich dem Landmann am meisten zusagte und lieb wurde. Ein rührendes Faktum bezeugt den Zauber, womit dasselbe den Leser fesselte. Ein kranker, alter blinder Bürger im Kanton Glarus ließ sich den „Uli" durch seine Tochter vorlesen, und das Buch entzückte ihn so, daß er sich äußerte, sie solle eilen, er wünsche nur noch so lange zu leben, bis er dasselbe zu Ende gebracht habe. Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Uli wurde ausgelesen, und zwei Tage nachher starb der Alte.

Ein Produkt ganz eigener Art, völlig verschieden von allen bisherigen Erzeugnissen von Bitzius, war das kleine Büchlein: „Ein Silvestertraum", erschienen ein Jahr nach „Uli dem Knecht". Wir möchten dies seltsame Büchlein, wie auch sein Titel es zugibt, eine Vision, eine Phantasie in Jean Pauls Manier nennen, etwa in der Art von des letzteren „Neujahrsnacht eines Unglücklichen". Bitzius versuchte sich hier in einem höheren, elegischen Stil, und seine Phantasie wagte den Flug in ein geheimnisvolles Gebiet. Er schrieb aus einer besonderen Stimmung und für besondere, verwandte Stimmungen. Der Ton ist, wie gesagt, ganz lyrisch elegisch. Das Scheiden eines Jahres sowie der Abschied jedes einzelnen Tages, das Untergehen der Sonne, wecken diese Stimmungen in uns durch die naheliegende Erinnerung an den vergangenen Zeitraum, an das, was er nahm und brachte. Wenn uns dann, wie der deutsche Dichter schön sagt, „was verschwand, zu Wirklichkeiten wird und ein längst entwöhntes Sehnen nach jenem stillen, ernsten Geisterreich uns ergreift," so fühlen wir uns namentlich jenen Abgeschiedenen näher, die uns einst angehört haben und unter uns wandelten, und wir

glauben an einen geistigen Verkehr mit ihnen. Solchen Gefühlen entsprang der „Silvestertraum". Seine Färbung ist daher eine wehmütige und trauernde. Bitzius schreibt darüber seinem Universitätsfreund Maurer von Constant, „die Wehmut, das tiefe Leiden über das Leiden dieser Welt, möge es seine Quelle in Gottes Willen, in Mißverständnissen oder in getrübten Seelenzuständen haben, liege dem ‚Silvestertraum' zugrunde". Dann sagt er: „Das Bild der Landschaft, den Abend, habe ich wirklich eingesogen am Silvesterabend 1827, und zwar auf der Jagd. Zur ganzen Darstellung bewogen mich Begebenheiten aus dem Leben meiner Freunde; die meisten Bilder sind dem Leben entnommen; der meisten Schmerz litt ich mit, und eine eigene Wehmut, die oft gerade im Frühling über mich kommt, gibt das Ganze." Ein anderer vertrauter Freund von Bitzius, der gerade ein geliebtes Kind betrauerte, schreibt ihm sehr schön: „Deine Silvesternacht hat seither schon öfter Ahnungen in mir geweckt, die ich für nichts nehme, als was sie sind. Ich weiß wohl, daß in diesen Phantasie- und Gemütsspielen nicht der Grund unserer Hoffnungen ruht; aber wo der Anker den Grund gefunden, da mag wohl auch das tränende Auge an dem Wellenspiegel der auf und nieder leuchtenden Bilder sich erfreuen."

Der „Silvestertraum" zeichnet sich durch Schwung der Sprache, mächtige Phantasie und eine edle Gesinnung aus. Er hat eine sittlich religiöse Bedeutung durch den Kausalzusammenhang, in welchen das Leben des Menschen mit den Schicksalen der ihn Überlebenden gesetzt wird, die aus diesem Leben die gute wie die schlimme Frucht zu ernten haben. Es ist die Ausführung jenes Gedankens, der im „Schulmeister" ausgesprochen wird, wo es heißt: „So war der alte Weber im Boden, und doch wob der alte Weber auf Erden am Tuche fort, das er aufgespannt hatte. Es meinen die Menschen, wenn des Menschen Stimme verhallt sei, wenn sein Fuß im Grabe ruhe, so sei sein Leben zu Ende, sein Wirken abgeschnitten. Die Kurzsichtigen! Seine Worte, vielleicht

Worte vor vierzig Jahren gesprochen, hallen fort in der Welt der Geister; sein Wirken spinnt seinen Faden fort und fort durch das große Gewühl dieser Erde; es webt der Weber fort und fort auf seinem unsichtbaren Webstuhle." — Am Ende des Büchleins, welches aus weichem Ton zu gefaßter und beruhigter Stimmung übergeht, wird der würdige Gedanke ausgesprochen, daß die beste Trauer um die Geschiedenen die Erhebung des eigenen Lebens zum Höheren und Besseren, zur Tatkraft, zum Wirken für andere sei. „Das Grübeln ließ ich," heißt es dann, ich faßte mich im Glauben und betete und arbeitete wieder. Bei den Toten suchte ich die Lebendigen nicht mehr; im Leben fand ich die Meinen wieder, nicht im Grabe . . . So erschienen mir die Toten im Wachen, im Traume, so sind sie mir nicht mehr tot, sondern leben mir." Diese Stelle erinnert uns an die ähnlichen tiefen Worte des deutschen Dichters:

> Nicht in das Grab, nicht über's Grab verschwendet
> Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Wert;
> Er kehrt in sich zurück und findet staunend
> In seinem Busen das Verlorne wieder.

Der „Silvestertraum" mit seinem Zug von Wehmut und seinen vielfachen Anklängen aus verschwundenen Tagen und ernsten Lebensschicksalen hat begeisterte Leser und besonders Leserinnen gefunden, und es bewahren viele im Herzen diese Elegie, die einzeln dasteht als ein ernstes Gedenkblatt eines Träumers, der sonst so wenig Träumer war und so wachend und bewußt durchs Leben schritt.

Noch müssen wir erwähnen, daß der „Silvestertraum" ein sonderbares Schicksal hatte. Das erste Manuskript ging nämlich, nachdem es bereits versendet und in den Händen desjenigen war, dem es anvertraut worden, durch Zufall verloren, und Bitzius erklärte später, es sei ihm unmöglich gewesen, den ursprünglichen Text zu restituieren, und die spätere Bearbeitung stehe der ersten weit nach.

Bitzius betrat um diese Zeit, aufgemuntert in seinem Schriftstellerberuf durch die Anerkennung, die ihm von allen Seiten zuteil wurde, eine anderes ganz neues Gebiet in seinen „Bildern und Sagen", welche in sechs kleinen, ziemlich rasch aufeinanderfolgenden Bändchen in den Jahren 1842, 1843 und 1844 erschienen. Wir lassen nämlich die große Erzählung „Geld und Geist", die einen Teil dieser Sammlung ausmacht, als selbständiges Werk vorerst beiseite und sprechen ein Wort von den Sagen und anderen Erzählungen, wohin vorzüglich „Die schwarze Spinne", „Der Druide", „Der letzte Thorberger", „Sintram und Bertram" und „Kurt von Koppigen" gehören, welch letztere Erzählung freilich erst später in den „Erzählungen und Bildern aus dem Volksleben der Schweiz" erschien, aber gleichwohl den Sagen beigezählt werden kann. Von diesen machen „Die schwarze Spinne" und wiederum „Der letzte Thorberger" eigene Kategorien aus. Der letztere ist eine auf historischem Boden sich bewegende Erzählung; die erstere ist aus Nachklängen einer eigentlichen Volkssage entstanden, dahingegen Erzählungen wie „Der Druide", „Sintram und Bertram oder die Gründung Burgdorfs" und auch „Kurt von Koppigen" als Gebilde der Phantasie gelten können, welche der Wirklichkeit keinen Raum übrig gelassen. Es war ein Wagstück von Bitzius, das Gebiet der Sage zu betreten, da er in einer im Gegensatz zum Berner Oberland ziemlich sagenlosen Gegend schrieb. Der Emmentaler ist nicht phantasiereich, und aus ferner Vergangenheit dämmert nur noch weniges bis in unsere Zeit hinüber. Auch mag im ganzen die Reformation zur Ernüchterung des Volkes das Ihrige beigetragen haben, da der Faden mit der früheren und noch mehr mit der uralten Periode in vielem abreißen mußte. Bitzius fand daher in seiner Nähe, im Volke selbst, zu dieser Art Dichtung wenig Stoff. Seine Phantasie konnte unumschränkt walten und lief Gefahr, sich oft ins Blaue zu verlieren.

„Der letzte Thorberger", die bedeutendste dieser Erzählungen,

ist ein historisches Charakterbild aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, aus der Zeit, da Coucy mit seinen Guglern ins Land fiel. Die Novelle kam ursprünglich als Beigabe einer Ansicht des Schlosses Thorberg im „Wandrer in der Schweiz" heraus. Sie wird angeknüpft an die historische Tatsache, daß der letzte der Thorberger im Jahre 1389 das Schloß, zwei Stunden von Bern äußerst romantisch gelegen, als Karthause Bern übergab und kinderlos starb. Bitzius, der seinen Stoff, von dem er einen Freund den Plan der Behandlung mitteilte, selbst einen tragischen und überreichen nennt, hat sich hier ein wenig in der Geschichte umgesehen. Doch fehlen die rechte historische Unterlage und gründliche historische Studien. Das Ganze hat einen novellistischen Charakter. Phantastisches und Geschichtliches ist durcheinandergemengt. Ungeheuerliche Gestalten, Figuren, die sich in der Wirklichkeit nicht finden und nie finden konnten, umgeben uns, und wichtige historische Ereignisse treten in die Erzählung hinein, ohne daß wir sie näher kennenlernen. Den Mittelpunkt bildet die wie aus Eisen gegossene Figur Peters von Thorberg, des letzten dieses mächtigen, in Berns Geschichte oft eingreifenden Geschlechts. Sein Charakter ist, abgesehen von der historischen Wahrheit desselben, über die wir nicht urteilen, vortrefflich gehalten und ragt über alle kolossal hervor. Es ist eine meisterhafte Studie. Neben mancher abenteuerlichen und überromantischen Episode, in welcher das Kolorit der Zeit wohl nicht immer getroffen ist, enthält „Der letzte Thorberger" viel politische Weisheit, und Peters Lage an der Spitze mächtiger Dynasten und eines unlenksamen und unter sich hadernden Adels gegenüber der wachsenden Macht der Städte, denen immer mehr die Zukunft zuzufallen scheint, macht in echt historischer Weise den Satz anschaulich, daß die große Einsicht, Schlauheit und Gewandtheit einzelner nichts vermag und sich völlig unmächtig zeigt zur Aufrechterhaltung von Institutionen und Zuständen, deren Stunde gekommen ist, und daß in solcher Zeit,

wo einem alten Gebäude der Einsturz droht, alles, womit man dasselbe wider die Gewalt der Verhältnisse zu stützen sucht, diesen Einsturz nur beschleunigt. Treffend sagt daher Bitzius von seinem Helden: „Er gedachte in bitterem Schmerze des alten Glanzes und rechnete nicht den Sünden des Hauses dessen Verdunkelung zu, sondern dem frechen bürgerlichen Übermut und dessen niedrigem Krämersinn", und an einer anderen Stelle bemerkt er, von Peter sprechend: „Er vergaß, daß nirgends ein gemeinsames Streben andauert, wo der einzelne keiner höheren Gewalt sich beugt, jeder seine Natur ungezähmt will walten lassen, und daß man den Weg zu seinem Ziele gar oft sich selbst abgräbt, während man rücksichtslos zu seinem Zwecke das nötig geglaubte Mittel sucht." — Nicht minder beziehungsvoll sind jene Worte: „Einzelne Menschen können wohl zeitlebens ihren Groll verbergen, können sterben, ehe er auf irgendeine Weise sich kundgegeben, so aber nicht der Groll zwischen Ständen und Völkern. Wie die Wetterwolke schwillt er auf, bis er sich entladet, wächst, bis er zur Tat wird. So ging es auch zwischen den Fürsten und Herren und den Städten und Ländern."

„Der letzte Thorberger" bleibt ein Versuch von Bitzius auf einem Gebiete, in welchem er vielleicht, wenn er Zeit und Geduld zu ernsten historischen Studien gehabt hätte, Tüchtiges hätte leisten können. Sein patriotischer Sinn, seine Liebe zur Geschichte seines Landes und seiner Vaterstadt Bern, die im „Thorberger" überall stark hervortreten, hätten ihm auf diesem Wege zu ermunternden Leitsternen dienen können. Doch seine Stärke lag nicht auf diesem Gebiete.

Andere dieser Erzählungen, wie „Der Druide" und „Sintram und Bertram oder die Gründung Burgdorfs", könnte man in gewisser Beziehung Allegorien nennen, durch welche uns irgendeine wichtige Lehre ans Herz gelegt werden soll. So wird im „Druiden" der Wert der Heimat anschaulich gemacht und die Liebe zu dieser Heimat gepredigt, und es hat die Erzählung die

Bedeutung, vor mutwilligem Auswandern zu warnen. Bitzius selbst schreibt darüber einem Freund, der Eindruck des verlassenen Landes solle anschaulich gemacht werden, weswegen die Handlung in den Hintergrund gestellt worden sei. Ebenso will uns „Die Gründung Burgdorfs" oder „Sintram und Bertram" die Bewahrung christlicher Kultur, die Bekämpfung der Barberei jeder Art ans Herz legen und vor zwiespältigem, die gemeinsame Wohlfahrt zerfressendem Sinn zwischen Brüdern und Volksstämmen warnen. Die alte Sage des Drachenkampfes, die, einer alten Chronik entnommen, auch schon poetisch benutzt und in einem Gedicht in den schweizerischen „Alpenrosen" dargestellt worden, wird hier zum Mittelpunkt der Erzählung gemacht und derselben eine sinnbildliche Bedeutung gegeben. „Ihre Gräber", so schließt in ernstem und feierlichem Ton diese Novelle, die ebenfalls ganz auf wildromantischem, ungeheuerlichem Boden wurzelt, — „werden nicht mehr gefunden; es möchte aber Gott es wenden, daß ihre Kraft, ihre Treue, ihr Glaube gefunden werden mögen über ihren Gräbern, als die Blumen, welche aus dem Reich der Toten hinüberwachsen, um das Leben zu schmücken und die Lebendigen zu krönen mit den Kronen, welche grün bleiben und nicht abfallen in alle Ewigkeit. Es möge Gott es wenden, daß das begrabene Heidentum nicht neu wieder geboren werde und ströme in die Welt durch tausend und aber tausend Tore, durch die Herzen der Menschen, daß der alte Drache erschlagen bleibe, der giftige Wurm, der zwischen Brüder sich legt und zur Wüste das Land legt, nicht wieder lebendig werde, daß aus den Gräbern nichts wachse als Treue und Glaube und Liebe, Blumen, die um das Kreuz sich ranken."

Diese Erzählungen von Bitzius sind in einem gehobenen, pathetischen Ton geschrieben, und auf den Gestalten derselben ruht ein gewisser urweltlicher Glanz, und eine heroische Kraft spricht aus ihnen, während der Schluß, wie derjenige des „letzten Thorbergers" und „Kurts von Koppigen" von einer verklärenden

Glorie umgeben ist, die über das Ganze der Erzählung einen milden Schimmer zurückwirft, und von dem hohen Sinn des Verfassers Zeugnis gibt.

Die bekannteste von Bitzius' Sagen ist „Die schwarze Spinne". Diese ist, wie wir bemerkt, aus den Nachklängen einer eigentlichen Volkssage entstanden; allein die Phantasie des Dichters hat alles umgestaltet und erweitert. Die Erzählung ist so schauerlich und grausig, Bitzius hat seine Einbildungskraft hier so maßlos walten lassen, daß uns das Ganze einen der Wirkung echter Dichtung ganz entgegengesetzten Eindruck machen würde, wenn nicht das dunkle Bild von einem so lieblichen Rahmen eingefaßt wäre, wie ihn die Beschreibung der sonntäglichen Feier, der Kindtaufschmaus und dessen behagliche Szenen bilden. Schon der Umstand, daß die furchtbare Sage als ein längst Vergangenes, von dem Großvater am Kindtaufmahl bloß erzählt wird, mildert das sonst Allzuschaurige und gibt der Erzählung durch diese Einfassung, wie sie H e b e l in seinen größeren Dichtungen, zum Beispiel im „Karfunkel" und im „Statthalter von Schopfheim" liebt, den Charakter eines beim Spinnen oder beim Abendtisch erzählten Märchens. Bitzius knüpft übrigens auch an diese mit glühender Phantasie und oft mit ergreifender Naturtreue geschriebene Erzählung die höchsten Ideen an. „Die schwarze Spinne" soll uns zeigen, wie großes gemeinsames Unglück und der Fluch früherer Schuld gewendet werden mögen durch wahre Opferfähigkeit, und wie groß die Kraft, wie gesegnet die Wirkung eines neuen gotterfüllten und begeisterten Willens sei. Dieser Wille, dieser Sinn sollen geweckt werden. Rechte Demut, aber auch rechtes Vertrauen soll die schauerliche Sage in den Gemütern erzeugen. Sie soll bessernd, stärkend wirken. — Gleichwohl mag ein gleichzeitiger Rezensent dieser neuen Produkte von Bitzius nicht unrecht gehabt haben, wenn er den Verfasser davor warnte, sich durch die „schwarze Spinne" in das Netz der Belletristerei verlocken zu lassen. Von allem, was Bitzius schrieb,

nähert sich nichts so sehr jener vielverbreiteten Gattung von Literatur, die besonders in Frankreich zu Hause ist, und die ein blasiertes und emotionsbedürftiges Publikum mit vorzugsweiser Beschreibung von Gräßlichem in Atem erhalten zu müssen glaubt.

In der großen Erzählung „Geld und Geist oder die Versöhnung", in drei Abteilungen, zuerst in den Bildern und Sagen erschienen, später in einen Band gesammelt, kehrte Bitzius wieder zu seinen Penaten, um uns so auszudrücken, zur Dorfgeschichte und Gegenwart zurück und war in der Wahl und Bearbeitung seines Stoffes so glücklich, daß eines seiner köstlichsten Gebilde entstand, ein Buch, welchem viele den Vorzug vor allen anderen von Bitzius geben, „Käthi, die Großmutter" vielleicht ausgenommen, welch letztere aber in anderer Weise als „Geld und Geist" ausgezeichnet ist. — Diese letztere Geschichte nämlich stellt, wie „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter", das große Bauernhaus und sein Leben dar, aber in anderen Beziehungen und Verhältnissen. Denn während dieses Bauernhaus in den beiden Uli als ein arbeitender, erwerbender Organismus erscheint, während dort das Verhältnis zwischen Meister und Dienstboten, das empor sich ringen des Knechtes zum Pächter, des Pächters zum Bauer in den Vordergrund tritt und den Mittelpunkt der Geschichte bildet, sehen wir in „Geld und Geist" das Bauernhaus gleichsam als ein Ruhendes, in sich Abgeschlossenes und Vollendetes, und es ist die Familie unter sich, ihr inneres Leben, das Walten in ruhendem Zustande, später auch die Beziehungen nach außen zu einem anderen ganz verschiedenen Hause, welche uns hier sogleich entgegentreten. In den „Uli" ist Arbeit, Mühsal, Kampf mit widrigen Verhältnissen das Vorherrschende. In „Geld und Geist" sehen wir die Sonnenseite, das patriarchalische, edle Element des Bauernhauses. Es steht gleichsam hier in seinem Sonntagsschmuck, während es dort ganz werktäglich aussieht. Und doch ist diese schöne Entfaltung

des Lebens im echten Bauernhause, welches von altadeliger Ehrbarkeit, wie Bitzius sich ausdrückt, von einer festen Ordnung und Regel, von alter Sitte und Tradition im guten Sinne gehoben und getragen wird, in „Geld und Geist" bloß der Grund, auf welchem eine höhere Dichtung aufgezogen wird. Das bloß rührige und wohlgelenkte Bauernhaus mit seinem Hofstaat verschwindet, und das menschliche Herz tritt zutage. Ihm gehört das Buch an. Bitzius steigt als Dichter in seine Tiefen und bringt uns den wunderbaren Reichtum desselben, sein Fluten und Ebben, seine innere Geschichte und Entwicklung, die oft an so unscheinbaren Fäden hinläuft und so schwer zu verfolgen ist, aus dem Schachte herauf. Ein Familiengemälde von tiefster Anlage entrollt sich vor unseren Blicken. Ein glücklicher, auf gegenseitigem Vertrauen scheinbar festruhender Zustand, ein, wie man glauben sollte, auf die Dauer gesichertes Verhältnis zwischen wackeren Eheleuten gerät plötzlich auf eine abschüssige Bahn und wird, ohne daß bedeutende Fehler oder große Leidenschaften zutage träten, unbemerkt nach einer gefährlichen Tiefe gezogen. Das Glück des Hauses droht zu scheitern, wenn nicht eine innerliche Kraftanstrengung Rettung bringt, die in Zwiespalt verstrickten Gemüter noch rechtzeitig zum Frieden zurückführt und die den Tag verhüllenden Wolken zerstreut. Die tiefste psychologische Wahrheit spricht aus jeder Seite. Keine große Irrung hat, wie gesagt, die Dinge einer Katastrophe nahe gebracht. Das unbewachte Herz hat sich selbst getäuscht. Die Vernunft ist lässig geworden im Aufmerken, im Entdecken des gefährlich glimmenden Brandes. So wird das Übel durch den Mangel eines freien ersten Entschlusses, durch die Zaghaftigkeit vor dem ersten Schritt edler Selbstüberwindung weiter und größer. Die Seele wird nach und nach von einer einzigen erst unscheinbaren Leidenschaft unterjocht. Da rafft sich endlich die gute sittliche Natur auf, die Binde fällt plötzlich von den Augen der entzweiten Eheleute, die alte Liebe erstarkt zu schnellem Sieg. Bitzius liebt die wunder-

baren Entwicklungen nicht, und so läßt er auch hier nichts Übernatürliches einwirken. Die Herzen mußten reif werden für die Versöhnung, und diese Reife mußte zuerst im weiblichen Herz, wo die größere Liebe wohnt, sich zeigen. Eine „unendliche Demut" mußte nach Bitzius' Ausdruck über Änneli kommen, und in das empfängliche und weich gewordene Herz die Predigt des Pfarrers wie ein befruchtender Regen fallen, um alles wieder zum Besseren zu kehren. Soweit die erste Erzählung, die mit dem ersten Teile schließt, und welcher in betreff der Hauptfakten eine wirkliche Begebenheit zugrunde liegt. Die Geschichte mit den fünftausend Pfunden hat sich wirklich in der Nähe von Bitzius ereignet, und es möchte der wackere Bauer von Liebiwyl noch zu finden sein, dessen stattliches und gesegnetes Haus die Szene und den Mittelpunkt der Erzählung bildet.

Dieser ersten Erzählung, an deren Fortsetzung Bitzius zuerst gar nicht dachte, ließ er eine zweite folgen, veranlaßt, wie er selbst im Vorwort zur zweiten Abteilung (im vierten Bändchen der Bilder und Sagen) gesteht, durch den Ärger vieler Leser über den zu raschen Schluß, der in der Tat etwas sonderbar war und den Eindruck des schönen Bildes der wieder versöhnten Familie durch das plötzliche Erschallen der Feuerglocke störte. Diese zweite Erzählung, die Liebe Reslis und Anne Mareilis, wiederholt in gewisser Beziehung das Thema der ersten in einer jüngeren Generation. An dem beginnenden Zerwürfnis, welches zwischen die Liebenden sich legt, sind diese unschuldiger als Reslis Eltern an dem zwischen ihnen entstandenen. Der Druck und die Ungunst äußerer Verhältnisse tun das meiste, und der Eigennutz des Dorngrütbauers wird hier gleichsam zum Wertmesser und Prüfstein darüber, ob die Liebe der jungen Leute im Feuer gehärtet sei. Auch der Schluß dieser zweiten Handlung oder Erzählung befriedigt nicht. Das Ende wird ganz rasch herbeigeführt; einzelnes bleibt unmotiviert und die Erklärung der Phantasie des Lesers überlassen. Dies gilt jedoch bloß von der

äußeren Geschichte. Denn was die innere Entwicklung angeht, so wird die Erzählung durch den Tod der Mutter und die durch sie (freilich weiß man nicht wie) herbeigeführte Auflösung des Mißverständnisses ebensoschön abgeschlossen als der erste Zwiespalt durch den wiederhergestellten Frieden zwischen den beiden Ehegatten.

Was „Geld und Geist" nach unserer Ansicht so sehr auszeichnet, ist die Reinheit und Innerlichkeit, welche diese ganze Erzählung beherrschen und durchdringen. Bei allem sinnlichen, echt poetischen Reiz der Darstellung, bei aller Frische der Farben, in welcher uns die Außenwelt erscheint, und welche den Bauernhof von Liebiwyl und sein Leben wie im hellen Sonnenschein erglänzen läßt, sind doch die Herzen der Menschen, das innere Leben und seine Bewegungen der Mittelpunkt, um welchen die Erzählung sich bewegt, die von Anfang an in die Tiefe strebt, nach „des Herzens heilig stillen Räumen" und wiederum nach seinen Stürmen und Flutungen hin. Bitzius hat hier wahre Meisterschaft entwickelt und steht in betreff psychologischer Wahrheit auch den Vorzüglichsten unter den Dichtern nicht nach. Auch ist in diesem schönen Buch der poetische Eindruck vielleicht reiner als in irgendeinem anderen von Bitzius, weil es freier als andere von dem vom ästhetischen Standpunkt aus störenden Beiwerk, wie politischer Polemik, trivialen Stellen oder allzu burleskem Witz, ist, und sodann, weil diejenige Dichtung uns den reinsten Eindruck gibt, welche, wie Goethe sagt, eine fröhliche Botschaft bringt und im Leser das Streben nach harmonischem Dasein befriedigt. Dies ist bei „Geld und Geist" in vollem Maße der Fall, während zum Beispiel bei „Uli" des Kampfes und der Mühsal fast zuviel wird und uns so das Erfreuliche gleichsam zu teuer erkaufen läßt. — Auch ist in diesem Buche wenn wir die erste und zweite Erzählung getrennt auffassen, die Einheit der Handlung beobachtet und eine zerstreuende Vielheit von Episoden vermieden. Alle diese Vorzüge, so vereinigt, möchten sich kaum in einem anderen

größeren Werk von Bitzius wiederfinden und machen aus „Geld und Geist" eine Dichtung, auf welche Bitzius stolz sein konnte. Dennoch befriedigte ihn das Werk nicht, und er nannte es unvollendet. Ein weniger zutage liegendes Motiv des Buches, doch im Titel angedeutet, war der Zweck, Geiz und Habsucht, die Leidenschaften ungebildeter Geister, in ihren ersten Anfängen und ihrem unmerklichen Fortschritt zu zeichnen. Die tiefste Quelle des Zerwürfnisses in dem ersten Teil liegt allerdings darin, daß die sehr haushälterische Änneli ihrem Manne den durch seine Nachlässigkeit erlittenen Verlust der fünftausend Pfund nicht verzeihen, die Sache nicht verschmerzen kann und diese Gedanken über ihre sonst so edle Seele Meister werden läßt.

Von ganz verschiedener Physiognomie und Anlage ist das in den Jahren 1843 und 1844 erschienene Werk in zwei Bänden: „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht." Dieses Buch, dessen Titel so prosaisch als möglich und wenig einladend ist, hat im ganzen (obwohl es teilweise auch begeisterte Anhänger fand) weniger als andere Glück gemacht und die Gunst desjenigen Publikums, welches Bitzius' Bücher am eifrigsten las, nur in geringerem Maße erlangt. Man hat demselben nicht mit Unrecht und mehr als anderen Schriften des Verfassers den Vorwurf allzu großer Breite und Formlosigkeit gemacht. Dasselbe enthält eine Menge Diskussionen und weit ausgesponnene Gespräche über Dinge, die nicht alle gleich interessieren. Es enthält, wie der „Schulmeister", viele besondere Beziehungen auf bestimmte Lebensberufe. Dieser Ausstellungen ohngeachtet gehört „Anne Bäbi Jowäger" zu den ernstesten und durchdachtesten sowie zu den reichhaltigsten Produktionen von Bitzius, und man findet, wenn man nicht bloß auf der Oberfläche haften bleibt, sondern das Buch gründlich durchstudiert und von den strengen Forderungen, die man an ein Kunstwerk zu machen hat, absieht, große und wichtige Seiten in demselben, die namentlich den Staatsmann und Psychologen,

auch den Theologen, am meisten anziehen und interessieren müssen, und die Bitzius in keinem anderen Werke darstellte. Sie durften gleichwohl in seiner reichen Bildergalerie aus dem Leben des Volkes nicht fehlen und enthalten ganz neue Charaktere und Situationen. Wenn der Verfasser in der Vorrede zum „Bauernspiegel" „von dem Widerschein anderer Stände in das Leben der Landleute" und von der Mitschuld solcher Stände an den Gebrechen ländlicher Zustände spricht, so hat er in „Anne Bäbi Jowäger" diese Mitschuld an wichtigen Verhältnissen und Berufen gezeigt und die Wechselwirkung zwischen solchen Zuständen und dem Betragen der zur Belehrung des Volkes Berufenen in ihrem Verkehr mit dem Volke sehr plastisch nachgewiesen.

Das Buch war zwar eine Gelegenheitsschrift und die äußere Veranlassung dazu ein Wunsch der damaligen bernischen Regierung, namentlich der oberen Sanitäts- oder Medizinalbehörde, Bitzius möchte mit der Gewalt seiner Darstellungsgabe einem Krebsschaden des Landes, der stets üppiger aufschießenden und wuchernden Pfuscherei in der Medizin, dem Scharlatanismus und dem tausendfachen Aberglauben auf diesem Gebiet recht ernstlich zu Leibe gehen und dem Volke eine Belehrungs- und Warnungstafel gegen diese Pest hinstellen. Bitzius ging auf den Gedanken ein, blieb aber nicht dabei stehen, sondern erweiterte sich sogleich Ziel und Aufgabe und beschloß, das Übel in seiner Wurzel anzugreifen. Er unternahm es, durch sein Buch zu zeigen, wie der Hang des Landvolkes zur Pfuscherei und ihre häufige Vorliebe für Winkelärzte nicht als eine isolierte, für sich bestehende Erscheinung zu betrachten sei, sondern mit dem rohen, unwissenden und abergläubischen Sinn, mit kraß materiellen Vorstellungen, mit dem zähen Hang zur Festhaltung ererbter und traditioneller Vorurteile und dem daraus entstehenden Widerwillen gegen alles, auch das vernünftigste Neue, zusammenhänge und zusammengewachsen sei. Nur dadurch, daß man diese Wurzel ausschneidet, daß dieser unfreie Sinn aufgehellt, diese träge Gedankenlosigkeit

überwunden wird, kann gründlich geholfen werden. Mit bloß äußerlicher Polizei, mit den strengsten Gesetzen gegen Pfuscherei ist wenig getan, wenn nicht durch bessere Belehrung der Sinn vieler Landleute vom Aberglauben abgewendet und in die verdüsterten Gemüter wahres Licht gebracht wird. „Da Haushalten und Doktern," sagt Bitzius, „genau verbunden sind, eins im anderen sich spiegelt, so ist man erst dann imstande, ein Anne Bäbi in seinem Doktern zu fassen, wenn man es in seinem Haushalt zu ergründen vermag."

Dies ist die eine Seite des Buches; sehen wir die andere. Mit der Sorge um den Leib und dessen Gesundheit geht die Sorge um die Seele, das Geistige Hand in Hand; sie laufen parallel. Das Amt des Geistlichen hat sich mit diesem Gebiet zu befassen. Heißt er ja doch Seelsorger! Es gibt nun Pfuscherei, Scharlatanismus in der Seelsorge wie im Medizinieren. Es war daher Bitzius nahegelegt, die Pfuscherei in beidem nebeneinanderzustellen und miteinander zu vergleichen. Wir sehen deshalb in „Anne Bäbi Jowäger" neben der irrationellen, auf Dummheit und Unwissenheit spekulierenden Heilungsart der medizinischen Pfuscher und Winkelärzte die leicht auf sektiererische Abwege sich verirrende Heilsmethode einer gewissen theologischen Richtung geschildert. Bitzius nennt Pfuscher und Sektierer als ganz verwandte Richtungen nebeneinander und zeigt die Bestrebungen beider, die er besonders in ihren Folgen darstellt. Sie wachsen auf dem gemeinsamen Boden geistiger Unkultur, begegnen sich auf den Schleichwegen, die sie wandeln, und in den Mitteln, die sie gebrauchen, in betreff welcher sie meist nach dem einfachen Satze verfahren, man müsse den Leuten den Mund möglichst süß machen. Doch sehen wir bei der geistlichen Kurmethode oft das entgegengesetzte Prinzip einer von der Individualität ganz abstehenden doktrinären Strenge. Diesen Parallelismus in der Pfuscherei also erläutert Bitzius durch Beispiele. Der wissenschaftliche, rationelle Arzt steht gegenüber den gewissenlosen Winkelärzten, und die

christliche Seelsorge des vernünftigen Geistlichen, welcher nach dem Wahlspruch: In omnibus charitas! handelt, wird der Art und Weise des verschrobenen Methodisten, seiner steifen Dogmatik mit großen Worten ohne Wärme, seinem Buchstabenglauben ohne Tat entgegengesetzt. Der alte Pfarrer, der milde und jovial ist und ohne Affektation, aber mit Treue und tätiger Liebe sein Amt ausübt und, „wenn er auch nicht um Glaubens f o r m e n zankte, doch in Glaubens w e r k e n mit jedem wetteifert", steht neben dem Vikar, dessen unerfahrener und im Feuer sich nicht bewährender Zionseifer ebenso ungeschickt als verderblich wirkt.

Der Pfarrer stellt aber in einer anderen Beziehung die wahre richtige Mitte dar zwischen zwei entgegengesetzten Äußersten, nämlich zwischen dem Vikar und seinem eigenen Neffen, dem Doktor Rudi. Dieser letztere, ein von Bitzius mit ausgesprochener Liebe gezeichneter Charakter, steht nicht bloß als rationeller, gebildeter und gewissenhafter Arzt dem schmutzigen Eigennutz und Hokuspokus der Afterärzte entgegen, sondern bildet auch als edler, stets hilfreicher, alles, selbst das Leben, seinem Beruf aufopfernder Mann den scharfen Gegensatz zu dem mit christlichen Redensarten übertünchten Egoismus des Vikars, der die Leute durch die heftigste Zerknirschung zu Christus führen will und das Reich Gottes durch seine methodistische Bekehrungsweise zu mehren meint, aber nicht leicht in ein Haus geht, wo die Röteln regieren, weil ihm seine Mutter gesagt, es sei in ihrer Familie gar lebhaftes Blut, und er solle sich ja vor Ansteckung hüten, und der die Gnade Gottes dann am sichtbarlichsten walten sieht, wenn seine Bewerbung um ein reiches Frauenzimmer Fortschritte macht. Auf diesen Gegensatz des edlen Menschen, der kein Orthodoxer ist, gegen den rechtgläubigen und selbstgerechten Egoisten hat Bitzius offenbar großes Gewicht gelegt, wie er denn überall die „T r e u e" in dem einem jeden gewordenen Beruf über alles setzt, und von dem Satze nicht abläßt, daß nur an den Früchten der Baum zu erkennen sei.

Doch auch dieser tüchtige und sich aufopfernde Doktor, der den Vikar so sehr in Schatten stellt, ist noch nicht der Arzt, wie ihn der Pfarrer, sein Onkel, wünscht, dem Bitzius hier die höchsten Beziehungen in den Mund legt und dessen hohe Denkungsart durch die Tochter Sophie unterstützen läßt. Dem sonst trefflichen Arzt und Menschen fehlt noch die Weihe der höheren Liebe und der höheren Resignation. Ihm fehlt „der freudige Trost, der das Leben bald erklärt, bald verklärt". Er ist in seinem Tun noch zu einzig sich selbst und seiner Kunst vertrauend; er handelt nicht aus einem höheren Geist. Er ist daher oft unmutig und Pessimist geworden. Er hat den Eigennutz, die Gleichgültigkeit und den Undank der Menschen in seinem Beruf nur zu sehr erfahren, und diese schlimme Seite der Welt hat sich tief in sein Inneres gegraben und ist nicht gegen jene höheren Motive zurückgetreten und durch sie überwunden worden, welche einzig in den menschlichen Berufen volle Klarheit und Festigkeit geben. Diese Bitterkeit ragt wie ein schwarzer Schatten in sein Leben und läßt ihn nicht zu einer über sich selbst und die Welt beruhigten Heiterkeit kommen. Er ist daher ein Extrem wie der Vikar; er will von nichts als seiner Wissenschaft hören, wie der Vikar alles perhorresziert, was von seinem dogmatischen Standpunkt abweicht. So ergänzt der Pfarrer die Standpunkte beider auf eine schöne Weise: er vermittelt sie, er predigt beiden durch sein Beispiel wie durch seine Rede das Höhere, das ihnen mangelt, die Duldung abweichender Meinungen, das wahre Christentum, den humanen Sinn, das Vergessen seiner selbst beim Wirken für andere, die Bescheidung in betreff des eigenen Verdienstes. Freilich steht ihm der Doktor näher als der Vikar; denn er betätigt als edler Menschenfreund die christliche Gesinnung. Nur ist diese noch nicht von den Schlacken stolzen Selbstbewußtseins und rauhen Menschenverachtung gereinigt. Doch auch diesen Irrtum, „der sein Leben trüb und stürmisch machte", nimmt die letzte Krankheit hinweg. Sein Bild steht verklärt vor uns, und der letzte Schatten verschwindet mit

dem beruhigten Scheiden des edlen Mannes. Erschüttert geben wir dem Heimgegangenen das letzte Geleite mit der trauernden Menge und hören mit Rührung dem tiefbewegten Wort des bescheidenen alten Pfarrers zu, der das Wirken des Neffen über das seinige setzt, und dessen Begräbnistag als Ehrentag für dessen Andenken dem baldigen eigenen Begräbnistag voranstellt, „weil ihm, dem Geistlichen, weniger Opfer und Entbehrungen auferlegt, weniger Gelegenheit zu augenscheinlichem Wirken gegeben worden". Treffend bringt auch dieser Schluß des Buches durch des Pfarrers Rede den Hauptzweck in Erinnerung, dem Volke ans Herz zu legen, seiner pflichttreuen Ärzte Tun und Treue auch im Leben und nicht erst im Tode zu lohnen und anzuerkennen, ihnen das beschwerliche Los nicht durch Bosheit und Unverstand noch beschwerlicher zu machen und wohlberedte Betrüger von treuen Wohltätern unterscheiden zu lernen.

So erscheint uns „Anne Bäbi Jowäger" als ein tiefes, vielseitiges Buch, das in dieser Vielseitigkeit vielleicht noch nicht gehörig gewürdigt ist und einen reichen Schatz von Kenntnis des Volkes sowie treffliche Lehren und Winke für die im Volk lebenden und wirkenden wissenschaftlichen Berufe enthält. Zwei Fakultäten, so möchten wir uns ausdrücken, können Bitzius für dieses Buch Dank wissen. Er hat eine schwierige Doppelaufgabe mit großem Geschick in demselben gelöst. Besonders wichtig ist dasselbe, um den religiösen Standpunkt des Verfassers als Pfarrer zu bezeichnen. In dieser Beziehung ist es eine Hauptquelle. Bitzius nimmt hier als Geistlicher eigentlich Position. Er stellt die wirksame, selbstvergessende christliche Liebe, die charitas, die „nicht um Glaubensformen zankt, aber in Glaubenswerken wetteifert", als das Höchste dar. Wo er diese findet, da ist ihm wahres Christentum vorhanden, mögen diejenigen, die so t u n, sich nennen oder von den Leuten genannt werden, wie sie wollen. Und wo diese Liebe nicht ist, da ist es ihm mit den religiösen Grundsätzen schlimm bestellt, ob man nun mit

oder ohne Methode die wahre Frömmigkeit zu besitzen glaube. Die religiösen Parteibezeichnungen gelten ihm daher als ganz wertlos an sich, weil er einen ganz anderen Maßstab anlegt. Der sogenannte Methodist wird ihm ganz recht sein, wenn er im Geist des helfenden Samariters handelt, aber dieser letztere wird ihm über demjenigen stehen, der „um des Glaubens willen einem Hilflosen nicht hilft" und die christliche Kirche zu einer kleinen, engen, geschlossenen Gesellschaft macht, in welcher man nach Art solcher geschlossenen Gesellschaften die Welt in zwei Hälften teilt, in die drinnen und die draußen, und natürlich über das Himmelreich nur zugunsten seiner Leute verfügt. Bitzius trifft hier mit dem Worte Lessings zusammen, „daß der Mensch zum Tun und nicht zum Vernünfteln erschaffen sei, aber eben weil er nicht dazu erschaffen, dem letzteren mehr als dem ersteren nachgehe".

An Charakteren ist auch dieses Buch reich, und wir sehen ganz neue Charaktertypen auftreten. Anne Bäbi selbst ist ein trefflicher Originalcharakter, der zu den schwierigsten gehört, die Bitzius zu zeichnen unternommen. Sie steht mit ihrem ganzen tiefliegenden Wesen, mit ihrem Eigensinn, mit der merkwürdigen Mischung von Härte und Gutmütigkeit, Verstand und Unverstand unter seinen Bäuerinnen als einzige Figur da. Das weiche Meyeli erinnert uns in vielem an Mädeli im „Schulmeister" und ist eins der zartesten, feinsten Frauenbilder von Bitzius. Den Vikar haben wir schon berührt. Auch dieser ist, von einigen Äußerlichkeiten abgesehen, eine ganz typische Figur. Eine neue Erscheinung ist die Pfarrerstochter Sophie, ein schalkhaftes, aber vortreffliches Mädchen, welches den Doktor teilweise ergänzt, und dessen ungezwungenes, schlagfertiges und lebhaftes Wesen den Kontrast zur Steifheit des Vikars um so schneidender macht, und oft zu recht pikanten Situationen Anlaß gibt. Das Pfarrhaus und sein Leben nehmen in „Anne Bäbi Jowäger" eine bedeutende Stelle ein, und die Schilderung dieses Lebens in seiner Naivetät und Anspruchlosigkeit ist eine freundliche Seite des Buches und bildet

einen heiteren Gegensatz zu dem wunderlichen und verworrenen Haushalten Anne Bäbis.

Das eidgenössische Freischießen zu Chur (1842) gab Bizius die Veranlassung zu einer ganz kleinen, erst später im Buchhandel erschienenen Schrift: „Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein", welches auch den Titel führte: „Manifest der schweizerischen Scharfschützen-Eidgenossenschaft". Fellenberg hatte nämlich bei Übersendung seiner Gabe nach Chur, welche in ein paar Freiplätzen in seiner Armenerziehungsanstalt bestand, gewünscht, daß das Festkomitee auf einer von ihm gegebenen Basis ein festliches Wort verfassen lasse, und dazu Bitzius vorgeschlagen, der den Auftrag annahm und eine kleine Schrift verfaßte, in welcher er mit patriotischem Selbstbewußtsein von diesen schweizerischen Schützenfesten, den großartigsten im Lande, spricht, zugleich aber denselben noch höhere Zwecke setzen will. Der „Schützenverein", der Vereine natürlicher Vorort, sollte, so wünscht Bitzius, die anderen Vereine als ihr Haupt und ihre Spitze sammeln, und an dieser so konzentrierten Vereinigung sollen Fragen gestellt, Aufgaben gegeben, Preise verteilt werden. Es sollen diese Schützenfeste, die ohnehin schon wegen der Bedeutsamkeit ihres Gegenstandes und Zweckes als nationaler Mittelpunkt gelten können, d a s werden, was die olympischen Spiele in Griechenland gewesen, wo die Bestrebungen und die Preise gleich vielseitig waren. Die V e r e i n e sind ihm ein echt schweizerisches Produkt, das nur in einem freien Lande gedeihen kann, so wie auch die Schützenkunst als freie Kunst nur in einem Lande der Freiheit sich zur höchsten Blüte entfalten kann. Diese nationalen Feste, in welchen das „Selfgovernment" der Schweizer so schön hervortritt, sollen so zugänglich als möglich gemacht werden auch für arme Schützen, zu deren Aussteuer Bitzius die reicheren Schützen auffordert. Nur soll keiner sie auf Kosten seiner Familie besuchen, weil ohne häusliche Tugend keine schweizerische, und weil die Wiedergeburt der Schweiz vom Hause,

von der Famile ausgehen muß. Die Schützenfeste sollen Eintracht wecken und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Glieder beleben. Sie sollen als Pfand dieses Sinnes (hier spielt Bitzius auf Fellenbergs Festgabe an, die, wie gesagt, in ein paar Freiplätzen in seiner Armenerziehungsanstalt auf der Rütte bestand) „an jedem Festort eine Stiftung niederlegen beim Scheiden und für diesen Ort der geschiedenen Brüder Stelle der Pflegling füllen, den sie an des Bruders Herz gelegt". Ein glühend patriotischer Geist weht durch dieses Büchlein, und wenn auch die darauf folgende Zukunft mit ihren Stürmen und Zwisten die Wünsche des Verfassers mehr als zu jeder anderen Zeit als Träume, als fromme Wünsche erscheinen ließ und Bitzius selbst sie als solche bezeichnete, so kann man doch mit ihm ausrufen: „Fromme Wünsche, hat sie nicht oft Gott erhört? Schöne Träume, traten sie nie in die Wirklichkeit?" —

In gleichem patriotischem Grunde wie das „Wort an die Schützen" wurzelt eine andere kleine Schrift, die zwar erst im Jahre 1846 erschien, die wir aber des Gegenstandes wegen gleich an die vorige anreihen, nämlich: „Der Knabe des Tell, eine Geschichte für die Jugend", das erste Buch von Bitzius, welches im Verlag von Julius Springer in Berlin erschien, der seither Bitzius' einziger Verleger wurde, der so großes Verdienst um die Verbreitung seiner Schriften hat, und dem wir auch die erste Gesamausgabe verdanken. Dies Büchlein wurde, wie der Titel sagt, für die Jugend geschrieben und atmet einen durchaus reinen und idealen Geist, wie er der Jugend nahetreten soll. Es ist eine Ausführung der schönen Worte Uhlands:

Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingsseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.

Wie das „Wort an die Schützen" die volle Gegenwart ergreift und in die Zukunft blickt, so geht der „Knabe des Tell" in die

nationale Vergangenheit zurück, um von dorther Lehren und Vorbilder heraufzubringen. Die Tellengeschichte ist eine so allbekannte und, wir möchten fast sagen, trivial gewordene, daß es kühn erscheint, wenn Bitzius, nach Schillers einzig schönem Dichterwerke, es wagt, aus derselben eine Novelle zu machen und sie in dichterischer Prosa noch einmal zu erzählen. Er erreichte gleichwohl sein Ziel, weil er hier, wie überall, mit großer Freiheit zu Werke ging und sich einen ganz eigenen Weg wählte. Er knüpft nämlich wie im „Wort an die Schützen" das Nationale und Allgemeine an das Häusliche, ans Familienleben an, weil ihm „das Haus" die Säule des Staates ist. Wir sehen daher Tell als musterhaften Hausvater, seinen Knaben als musterhaften Sohn, ehe wir beide als patriotische Urner erblicken. Sie sind das letztere, weil sie das erstere sind. Die Familie macht sie zu den idealen Figuren, wie sie im Gedächtnis des Volkes geblieben. Der Knabe des Tell lebt, wie am Schlusse gesagt wird, „für alle wackeren Knaben, zeigt ihnen die Wege zu Treu und Glauben, zeigt, was ein wackerer Knabe dem Vater ist, wie er die Mutter liebt, und wie er sterben kann fürs Vaterland". — Es war aus diesen Gründen für den Dichter notwendig, die Geschichte bis zum Tode des edlen Knaben fortzuführen und der Erzählung einen tragischen Abschluß zu geben, weil nur so die ganze Treue des Helden derselben offenbar werden und sein rühmlicher Tod den Tugenden des Jünglings zur letzten und höchsten Bekräftigung dienen konnte. Auch wird durch das Hereinziehen des Treffens am Morgarten das Interesse des Lesers erweitert, welches schon durch die Geschichte der Befreiung der drei Länder vielfach rege geworden ist.

Bedeutsam ist auch die politische Seite des Büchleins. Es ist ein Thema über den Text:

„Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren."

Die steigende Unzufriedenheit des Volkes, die Erbitterung gegen Gewalt und Willkürherrschaft der Vögte wird treffend

und psychologisch ganz wahr geschildert. Diese Vögte werden zwar nicht als Ungeheuer, wohl aber als übermütige, gewissenlose Beamte dargestellt, die ihrem Herrn, wie es immer geschieht, durch blinden Eifer und selbstangemaßte Willkür schaden. In der Erzählung ist Bitzius dem Schillerschen Stück am nächsten geblieben und zeigt, wie dieses, große Lokalkenntnis. Wir finden herrliche Naturszenen in dem Büchlein, darunter die nächtliche Fahrt auf dem Vierwaldstätter See von ganz ossianischer Färbung. Auch das Leben im Gebirg ist schön geschildert und mit Sagen und Märchen geschmückt.

Der „Knabe des Tell" ist wie der „Silvestertraum" und die „Sagen" in gehobenem, pathetischem Stil geschrieben und mag als Beleg für die Begeisterung dienen, mit welcher Bitzius an der alten Schweizer Geschichte und dem Heldenzeitalter seines Landes hing, wie es ihm besonders in Johannes von Müller erschienen war.

Zwischen den beiden letztgenannten Produkten von Bitzius liegt der Zeit der Entstehung nach eine kleine anmutige und humoristische Erzählung, eine Idylle, die zuerst in den elsässischen Blättern erschien, nämlich: „Wie Christen eine Frau gewinnt". Der Charakter derselben ist ganz idyllisch; es ist ein kleiner ländlicher Roman, dessen heiteren Eindruck keine Kämpfe und Drangsale stören, die in denselben hineinspielen; es ist eine der launigsten und jovialsten Geschichten von Bitzius, in behaglichster Stimmung geschrieben und mit den lustigsten Episoden gewürzt.

In diese Jahre fällt auch eine andere Art schriftstellerischer Tätigkeit von Bitzius, die ihm zwar mehr Feinde als Freunde gemacht, die aber doch nicht ohne Bedeutung war, weil sie eine neue Bahn brechen sollte und von dem Bestreben der damaligen Zeit Zeugnis gibt, immer vielseitiger und unmittelbarer auf das Volk durch Schrift und Wort zu wirken. Wir sprechen von Bitzius' Teilnahme an dem neuen Berner Kalender, der auf Veranlassung und Anordnung der Gemeinnützigen Gesellschaft in Bern heraus=

kam, später Privatunternehmen wurde und sechs Jahrgänge (1840—1845) erlebte. Bitzius war Hauptarbeiter an diesem Kalender. Er hatte sich schon lange mit der Aufgabe eines solchen besseren Volkskalenders beschäftigt und sich über dieselbe an Freunde geäußert. So schreibt er zum Beispiel (Dezember 1838) an einen Freund in Bern, wie er die Sache meine. „Der neue Kalender", sagt er, „soll ein eigener Kalender sein, nicht ‚zusammengetragen aus Naturgeschichten und anderen gemeinnützigen Langeweilebehältern'. Aus Rezepten, wie Wanzen zu vertreiben seien, und wieviel Junge die Steinböckin habe, macht man noch keinen vernünftigen Kalender. Das kömmt aus jener sogenannten gemeinnützigen Zeit, wo man im Ernste das Leben nicht tiefer nahm als zu Rezepten, und in der jetzt noch unsere Staatsmänner taumeln. Ich möchte in den Kalender Predigten bringen, das heißt hohe Wahrheiten, aber entkleidet von allem Kirchlichen, gefaßt in Lebenssprache, wie man sie auf der Kanzel nicht duldet." Ein andermal schreibt er an den gleichen Freund: „Im Kalender kommt es nicht sowohl auf den Stoff an, als daß die Volksseele in demselben wehe."

In dem neuen Kalender schrieb nun Bitzius die verschiedenartigsten Dinge. Vorerst finden sich darin kurze, ernst religiöse und moralische Aufsätze, zum Beispiel über Glaube, Liebe, Sanftmut, Demut usw. in der Art der „Stunden der Andacht", doch von mehr Schwung und Tiefe. Sodann sind Jahreschroniken in demselben, in welchen Bitzius seinem Witz und seiner Laune freien Spielraum gönnt, aber oft in der Sprache sich allzusehr gehen läßt und gemein und geschmacklos wird. Mit den hohen Herrschaften geht er so ungeniert und familiär um, daß, wie uns berichtet worden, der Kalender in Bayern verboten wurde. Endlich enthält der Kalender eine Menge Erzählungen von Bitzius, von welchen manche später in den „Erzählungen und Bildern" abgedruckt worden sind, wie zum Beispiel die „Rabeneltern", der „Mordiofuhrmann", der „Mägdekongreß in Bern", die „Überraschung", die „Jesuitenmission im Kanton Luzern" usw.

Inwiefern nun der Kalender dem von Bitzius selbst aufgestellten Programm entsprochen, können wir nicht beurteilen, da wir in diesen Dingen zu wenig bewandert sind und eine abschließende Meinung hier nicht so leicht ist. Die gehoffte Wirkung scheint jedenfalls das Unternehmen nicht gehabt zu haben. Wirklich sind einige Geschichten, wie zum Beispiel „Das arme Kätheli" und andere, gar zu kraß und konnten das Volk unmöglich erbauen. Auch ist die politische Satire nicht derjenige Ton, den das Volk, welches den Kalender in die Hand nimmt, darin treffen will, da die Tageblätter dergleichen genug zutage fördern. Der Kalender erweckte daher Bitzius, der natürlich nicht unbekannt bleiben konnte, viele Feinde, ohne ihm in besonderem Maße dafür Freunde zu gewinnen. Das Landvolk sah es übrigens ungern, daß Bitzius als Geistlicher einen Kalender schrieb, da auf dem Lande bei uns ein „Kalendermacher" fast wie ein „Spaßmacher" gilt und den Nebenbegriff des Possenhaften für die Menge in sich schließt. — Als Versuch auf einem neuen Gebiet konnten wir diese Unternehmung von Bitzius nicht unerwähnt lassen. Das Kalenderwesen lag übrigens bei uns sehr im argen, und der Versuch des neuen Kalenders bewies die Schwierigkeit, hier zu reformieren. Solange freilich eine so jämmerliche Geschmacklosigkeit in den Abbildungen zutage tritt, wie wir sie noch häufig sehen, ist kaum viel Besseres zu erwarten, als man besitzt. Deutschland hat hierin ganz anderes aufzuweisen.

Diese kleineren Schriften und Produktionen von Bitzius waren, um uns so auszudrücken, nur Zwischenakte und Pausen zwischen der Ausarbeitung größerer Werke. Die Zeit, die immer gärender und bewegter wurde, und von der sich blinzelnd und furchtsam abzuwenden Bitzius der Mann nicht war, veranlaßte ihn bald wieder zu Größerem. Da wir keine politische Geschichte des Kantons Bern zu schreiben haben, so können wir dieselbe bloß insoweit berühren, als sie auf Bitzius Einfluß hatte und zum besseren Verständnis seiner Werke dient. Denn ohne die Kämpfe und

Oszillationen des politischen Lebens in seiner Heimat begreift man Bitzius nicht und kann sich nicht auf seinen Standpunkt und in seine Lage versetzen. Ein paar Worte müssen wir daher über jenen Zeitraum bemerken. Die Schweiz nahte sich immer mehr der Krisis der Sonderbundstage und den Begebenheiten, welche den Knoten mit dem Schwert zerhieben, die Bundesverhältnisse neugestalteten und auch in manchen Kantonen eine gänzliche Veränderung der politischen Zustände zur Folge hatten. In Bern war eine Staatsveränderung dem Jahre 1847 vorhergegangen und hatte, was in diesem Jahr geschah, erst möglich gemacht und vorbereitet. Es waren nämlich, wie jedermann weiß, auf die Jesuitenberufung im Kanton Luzern (1844), die wieder teilweise ein Rückschlag der aargauischen Klösteraufhebung von 1841 war, Freischarenzüge gefolgt, und von dem Mißlingen des zweiten dieser Züge vom 31. März 1845 an war die Flut der Bewegung immer gestiegen bis zur Entscheidung im Spätjahr 1847 und der Kriegserklärung gegen die sieben Kantone vom 4. November dieses Jahres. In diesen Zeiten war der Kanton Bern bewegter gewesen als andere. Der zweite Freischarenzug, in welchem derselbe eine Hauptrolle spielte, hatte den schon damals politisch nicht unbedeutenden Anführer Ochsenbein trotz des schmählichen Scheiterns des Zuges, weit entfernt, ihm zu schaden, an die Spitze der Kantonalangelegenheiten und, als Bern Vorort wurde, der eidgenössischen gebracht. Denn im Kanton Bern war durch den Freischarenzug und alles, was vorher und nachher geschah, die innere Fäulnis des Regimentes zutage getreten, welches den Kompaß gänzlich verloren hatte und ohne Steuermann war. Materielle, nie erledigte Fragen, wie die Zehntablösungsfrage, kamen ins Spiel. Eine neue Generation, im demokratischen Fahrwasser einer exaltierten Zeit schwimmend, drängte nach oben, wollte mit den Personen, die am Ruder waren, aufräumen und trieb zu einer neuen Verfassung, die einen radikalen Vorort Bern auf Neujahr 1847 schaffen sollte

und auch nach allerlei Zuckungen und Bewegungen im Jahre 1846 zustande kam.

Bitzius lebte nun mitten in diesen Gärungen und heftigen Flutungen. Viele Freischaren waren durch Lützelflüh gezogen, und nach dem Mißlingen des zweiten Zuges war das Emmental, weil an Luzern grenzend, am aufgeregtesten. Bitzius war dem Gang der Dinge zu aufmerksam gefolgt, um sich über ihre endliche Entwicklung und besonders über die Wendung im Kanton Bern zu wundern. Er konnte, so wie er war, der Mann keiner Regierung sein. Die Freimütigkeit in seinen Schriften, in welchen die Torheiten und Schwächen seiner Oberen nie geschont und oft derb verspottet wurden, hatten ihn längst zu einer persona ingrata gemacht. Er war übrigens kein Politiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Er machte nicht Agitation für oder wider diese oder jene Verfassungsbestimmung, für oder wider bestimmte Gesetze und Einrichtungen. Das ganz Positive und Spezielle, um welche das Regieren als Geschäft sich dreht, war ihm fremd und gleichgültig. Er schrieb daher nicht für oder wider eine Regierung, noch weniger für oder wider bestimmte Personen. Er faßte die Tagespolitik bloß in ihrem Totaleindruck, in ihrer Gesamtwirkung auf das Volk, auf das Leben der einzelnen, der Familie, auf die Sitten und Zustände ganzer Klassen auf, und je nachdem diese Gesamtwirkung ihm gut oder schlimm erschien, bekämpfte oder unterstützte er die Politik, aus welcher sie entsprang oder ihm von seinem Standpunkt aus zu entspringen schien. Er trat aus dieser von den Bestrebungen der Politiker vom Handwerk ganz verschiedenen Haltung auch da nicht heraus, wo er stark polemisch auftrat. Seine Kriegführung, um uns so auszudrücken, war eine prinzipielle und keine launische, von subjektiven Sympathien und Antipathien diktierte. Er verkehrte daher stets während der bewegtesten Zeit auf gleich offene und ungezwungene Weise, in amtlicher und privater Stellung mit Personen, deren politische Meinungen er bekämpfte, und die ihm in dieser Beziehung scharf

gegenüberstanden. Sein Charakter blieb sich im Leben ganz gleich, und die Bewegungen der Zeit, so tief sie ihn auch berührten, brachten ihn nie aus dem Gleichgewicht. Seine Schriften aber, die sich stets auf die lebendige Gegenwart bezogen, müssen allerdings nach der Zeit, in welcher sie entstanden, beurteilt und aus derselben erklärt werden.

So war der „Geltstag" oder „Die Wirtschaft nach der neuen Mode" ein Buch, das im Jahre 1846 erschien, ein Kind der bewegten Zeit, und Bitzius spricht in demselben zornige und strenge Worte. Auch nennt er dasselbe in einem Brief an seinen Freund Maurer selbst ein unerquickliches und sagt folgendes über dessen Motive: „Dies Buch zeichnet die traurigste Seite unseres Volkslebens, das Wirtshausleben, hauptsächlich der Wirtsleute, teilweise auch das der Gäste. In solchen Nestern und von solchen Leuten wird die Aufregung in unserem Vaterlande erzeugt und erhalten. Hier entstehen die politischen Ansichten und Richtungen, und zwar durch brotlose Agenten, verspudelte Krämer und aller Grundsätze bare Handlungsreisende. Die Zeitungsmacht ist bereits veraltet. Den meisten der Leute ist es zu beschwerlich, eine Viertelstunde etwas zu lesen. Auf diese Kloaken einmal einen hellen, grellen Schein zu werfen, drängte es mich längst. Manchmal hilft es, wenn man eine Sache recht beleuchtet, welche man im Halbdunkel oder im Mondschein für recht schön oder wenigstens für anständig gehalten. Eine Art vaterländischen Zornes hat also das Buch erzeugt, um deswillen Du mir verzeihen mußt, wenn die Geißel zu hart geschwungen, die Worte gar zu tief in Galle und Bitterkeit getaucht scheinen. Das Ding war dazu noch zwischen den zwei Freischarenzügen geschrieben, als eben dieser Wirtshauslärm am größten war."

Der „Geltstag" ist, wie der „Bauernspiegel", ein Schattengemälde. Alles ist dunkel gehalten, ohne daß der Kenner deswegen sagen könnte, es sei dem Leben nicht gemäß. Eine Wirtsfamilie geht durch unordentliches Haushalten, durch gedankenloses Groß=

tun, Schlemmerei zugrunde, und ohne die Großmut des altväterischen Paten der Frau Wirtin wäre diese letztere samt ihren Kindern nach dem Tode des Mannes und der Versteigerung des Hauses und der Habe dem Elend verfallen. Der alte „Götti" aber nimmt sie auf und sorgt für die noch unverdorbenen Kinder. Die Mutter bleibt unverbesserlich, ihre Hoffart und Pflichtvergessenheit bleiben gleich, und sie geht zuletzt davon und läßt ihre Kinder im Stich, um einen Windbeutel zu heiraten.

Wir sehen, daß dieser „Geltstag" mit seiner nackten Lebensprosa sich himmelweit von den sentimentalen Geltstagen in Ifflands Familienstücken, die uns in der Jugend so sehr rühren, entfernt ist. Was hingegen dem Buche, namentlich für den Berner selbst, Interesse verleiht, ist die bis ins kleinste Detail gehende Kenntnis des ländlichen Geschäftslebens, welches im kleinen seine große Bedeutung hat. Diese Steigerungen, Inventarisationen, Gemeinderatssitzungen usw. sind meisterhaft, wenn auch sehr breit. Die kleinsten Kniffe und Praktiken, wie sie etwa unter dem verhandelnden Personal bei solchen Operationen gang und gebe sind, werden ans Tageslicht gezogen. Namentlich ist die ganze lange Verhandlung der Versteigerung ein vortreffliches Lebensbild, so gemein und burlesk auch alles zugeht. Bitzius hat in diesem Buche die amtlichen Schreiber, die Geschäftsleute und die Handlungsreisenden, seine zarten Freunde, ganz besonders aufs Korn genommen, und sie mit scharfer Lauge übergossen. Auch die Regenten, manche Gesetze und Gebräuche oder Mißbräuche werden unbarmherzig mitgenommen. Dazwischen finden wir treffliche Bemerkungen und Diskussionen über manches Verhältnis, über Kindererziehung, Hauswesen usw. Doch wird das Buch, wenn sich auch Bitzius' Talent nicht verkennen läßt, zu denjenigen seiner Schriften gehören, die, schon ihres Gegenstandes wegen, weniger allgemein interessieren können.

Wenn der „Geltstag" sich ganz auf einheimischem Bernischem Boden bewegt und das Lokale vorherrscht, so war hingegen die

Schrift, betitelt: „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz", die im Jahre 1847 in Zwickau auf Kosten des Vereins zur Verbreitung guter Volksschriften erschien, ein neuer Beweis von Bitzius' Vielseitigkeit und von seiner dichterischen Leichtigkeit, sich in ungewohnte und seinem Lebenskreise fernerliegende Zustände und Verhältnisse hineinzuleben. Bitzius hatte bis dahin meist Landleute geschildert, deren Leben er durch und durch kannte. Nun sollte er die Wanderungen eines Handwerksburschen erzählen und hatte damit einen ihm ganz fremden Stoff zu bemeistern. Das Buch entstand nicht ohne äußere Veranlassung, und namentlich gaben deutsche Bekannte dem nun schon zu einem weitverbreiteten Ruf als Volksschriftsteller gelangten unermüdlichen „Jeremias Gotthelf" den Anstoß dazu. Es war gegen eine Krankheit der Zeit, die freilich, wie so vieles andere, mehr Symptom des Übels als die Krankheit selbst war, nämlich gegen das Klubwesen der deutschen Gesellen, gerichtet, welches sich besonders in der Schweiz, die bekanntlich weder ein Polizeistaat ist noch einer sein kann, frei ausbilden konnte, und zuweilen so arg getrieben wurde, daß internationale Verlegenheiten entstanden und die Schweiz ihr schnöde mißbrauchtes Gastrecht den Fremden zuweilen auf nachdrückliche und derbe Weise in Erinnerung bringen mußte. Es hat sich auch immer in der Geschichte gezeigt, daß dies Klubbistenwesen, namentlich unter Wandergesellen, Flüchtlingen usw., weit entfernt, die Impulse zu großen Bewegungen zu geben, gegen solche letzteren, wo sie als notwendig und berechtigt auftreten, gehalten, zu armseligen und erbärmlichen Prellereien zusammenschrumpft, durch welche manche Tasche geleert, manch kleines Profitchen gemacht, auch einiger Schaden gestiftet werden kann, aber nie etwas nur halbweg Dauerndes entstanden ist. Vor solchen Netzen die Ehrlichen und Klugen zu warnen und ihnen die Nichtigkeit und Hohlheit der ganzen Maschinerie zu zeigen, war der Zweck von Bitzius' Buch. Dasselbe ruht auf dem schönen und festen

Grunde deutscher bürgerlicher Ehrenfestigkeit und Arbeitsamkeit. Es ist ganz im Geiste Riehls geschrieben, der das Gesellenproletariat als Abart des kernhaften, tüchtigen Handwerkerstandes darstellt und den letzteren wieder zu der alten Solidität und Standesehre zurückrufen will.

Gleich anfangs wird die traditionelle Ehre des Handwerkerhauses treffend dargestellt durch die an der Wand hängenden drei Familienfelleisen, das urgroßväterliche, großväterliche und väterliche. Der tüchtige Bursche soll als Zeichen gutangewendeter Wanderschaftszeit sein Felleisen zurückbringen, wie einst der Ritter seinen Schild aus dem Kriege. Die treffliche Großmutter, ein Bild deutscher bürgerlicher Kernhaftigkeit, entläßt den Großsohn in die weite Welt mit nicht minder weisen Worten als der Hofmann Polonius im „Hamlet" seinen Sohn Laertes. Allein Jakob ist kein Laertes. Von Natur zwar gutmütig, aber von einer Weltunkenntnis und Selbstüberschätzung, die ihresgleichen sucht, muß er auf weiten Umwegen und durch die Schule der herbsten Prüfungen zum Verstande kommen und den Becher des Irrtums bis auf die Hefe leeren, ehe er den Wert vernünftigen und ehrenhaften Tuns einsehen lernt und aus einem liederlichen, charakterlosen, jedem Winde preisgegebenen Gesellen ein mannhafter und achtungswerter Bursche wird, der mit Schillers wackeren Gesellen sagen kann:

Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Der Schauplatz von Jakobs Irrfahrten und Querzügen ist, wie der Titel verkündigt, die Schweiz und in derselben das damals grassierende Kommunisten- und Sozialistenwesen in den von Fremden gestifteten und geleiteten Gesellenvereinen. Auf das Treiben dieser Klubs, ihr boden- und grundsatzloses Wesen, werden grelle Schlaglichter geworfen und am Beispiel des Gesellen Jakob auf treffliche Weise gezeigt, wie die Verführungskünste in diesen Eintagsgenossenschaften getrieben, die Dummen

und Ehrlichen gefangen werden und entweder elend zugrunde gehen oder erst durch großen Schaden gewitzigt werden. Jakob treibt sich in der ganzen westlichen Schweiz umher, in welcher dieses Gesellenklubwesen besonders blühte, und macht die demütigendsten und trübsten Erfahrungen. Er ist aber von gutem Kernholz und kommt durch, und einmal durch eigene Erfahrung gewitzigt, geht er schnell vorwärts auf dem Weg der Vernunft. Der nackte, sich selbst zerstörende Egoismus der kommunistischen Systeme wird an Jakobs Grundsätzen, die er aus den Gesellenvereinen als Weisheit eingesogen, treffend ins Licht gesetzt. Alle Systeme des Egoismus müssen sich gleichen und laufen auf eins hinaus. Der vornehme Egoist in Bulwers „Night and morning", Lord Lilburne, hat den Satz: „Habt so wenig Bande als möglich!" [1] zu seiner Lebensdevise erkoren, und der angehende Kommunist Jakob kommt aus seiner Umgebung, die zwar äußerlich eine ganz andere ist, mit dem gleichen Grundsatz zurück: Man muß nichts und niemand liebhaben; denn wenn man sich von dem Liebgehabten trennen muß, so ist man wegen dieser Liebe übler daran, als wenn man sich um niemand bekümmert. Dies so geheißene System wird durch Jakobs Erfahrung selbst widerlegt und, als er es zwar praktisch abgelegt, aber in der Theorie noch verficht, von dem Oberländermädchen Eiseli ad absurdum demonstriert. Eiseli findet es nämlich an dem sonst braven Burschen mit Recht widersinnig, wenn er alle Liebe im Interesse freier Bewegung im Leben abgetan wissen will und gleichwohl vom Heiraten spricht und Anträge macht. Daher denn die kernhafte Großmutter dem rückgekehrten und belehrten Jakob gleich ins Gesicht sagt, „das müsse ein rechtes Mädchen sein, die möchte sie noch einmal sehen und ihr danken, daß sie ihn wieder zur Religion gebracht und nicht zum Manne genommen, da er vor ihr immer der dumme Jakob hätte bleiben müssen".

---

[1]) Have as few ties as possible.

Auch in diesem Buche zeichnet Bitzius meisterhafte Charaktere. Seine Hauptfigur, Jakob, ist mit einer Sicherheit angelegt und durchgeführt, die wir bewundern müssen. Der deutsche Handwerksgeselle, besonders der des Mittelalters, ist zwar längst in der schönen Literatur, besonders in der Almanachliteratur, als poetische Figur benutzt worden, und das Wandern der Gesellen bietet dem Dichter eine nie versiegende Quelle von Situationen dar. Bitzius aber läßt auch hier alles Romantische und bloß Pikante beiseite. Es ist, als hätte er sich selbst zu dem Kunststück herausgefordert, diesen Jakob als einen ganz trivialen Bengel, einen Alltagskerl, den man wegen seiner Dummheit oft mit Schlägen traktieren möchte, in die Welt hinausmarschieren zu lassen und ihm das großmütterliche: „Jakob, du bist ein Esel und bleibst ein Esel!" so recht an die Stirne zu schreiben und gleichwohl den Leser für ihn zu interssieren. Dies Kunststück ist ihm wirklich gelungen. Wir folgen dem prosaischen und aberwitzigen Gesellen, der uns durch das „wilde Leben" oder vielmehr durch alles mögliche Triviale und Flache hindurchschleppt, durch die widerwärtigsten Liebschaften und schmutzigsten Kneipen, und dessen Abenteuer, wie dem Leser zum Verdruß, alle von der gemeinsten Sorte und dem derbsten täglichen Leben entnommen sind, mit Interesse auf seinen Kreuz- und Querzügen und legen am Ende das Buch, das ganz in „hagebuchener Schweizerart" geschrieben ist, mit dem Gefühl aus der Hand, überall die Prosa des Lebens wiedergefunden und doch aus dem Ganzen einen echt dichterischen Eindruck empfangen zu haben. Es ist eine merkwürdige Mischung von Prosa und Poesie. Plattes und Tiefes, Liebliches und Abstoßendes, Zartes und Allergröbstes liegen dicht nebeneinander. Aber Bitzius hat hier wieder ins volle Menschenleben hineingegriffen, das ein jeder lebt und nur wenige kennen, und auf jedem Blatte finden wir das so trotzige und so verzagte menschliche Herz. Wir können die Gefühle des wandernden Burschen mitempfinden, wenn er als halber Bettler, düster und aussichtslos

seine Morgenwanderung in der Kälte beginnt oder von Neid und Genußsucht gequält die ganze Welt verwünscht und doch, wenn auch nur dunkel, die Verkehrtheit und Nichtigkeit seines Treibens erkennt. Und wir empfinden wieder mit ihm, wenn Gefühle ganz anderer Art in ihm rege werden und fluten, wenn sich ihm in Lauterbrunnen das Tal verengt, die Berge sich zusammenziehen und die Majestät der einsamen Gebirgswelt mit ihrem Tosen, Rauschen und Donnern sein ganzes Wesen ergreift und ihn seine Kleinheit und Unmacht erkennen läßt, oder wenn er mit hellem, geläutertem Geist und dem Bewußtsein, ein neues, besseres Leben zu leben, in den frischen Morgen hinauszieht und die Stätten wieder aufsucht, welche Zeugen gewesen waren seiner törichten Tage. Eine wunderbare Frische der Natur und Wahrheit der Empfindung ist überall in dem Buche, und der wandernde Bursche mit seinen Irrungen und Läuterungen wird uns ein lieber Geselle, weil wir in anderen Lebenskreisen an dem gleichen bewegten und beweglichen Menschenherz gleiches erfahren. Die sonst ganz unzusammenhängenden Lebensbilder mit ihrem flüchtigen, schnell vorüberrauschenden Inhalt knüpfen sich alle an Jakob und die Entwicklung seines Charakters und erhalten dadurch Wert und Einheit. Jakobs Wanderungen sind daher eines der gelesensten Bücher von Bitzius geblieben und haben namentlich unter den arbeitenden Klassen des Volkes vielen Anklang gefunden. Auch schreibt er seinem Freund Maurer, es habe ihn besonders gefreut, daß sein Buch auch von den Soldaten viel gelesen werde.

Wir haben es ein Wagstück von Bitzius genannt, daß er einen so alltäglichen und ungeschlachten Gesellen wie Jakob zum Held einer Erzählung machte. Allein er tat einen noch kühneren Wurf mit der darauf folgenden Schrift: „Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Not", die im Jahre 1847 herauskam. Oder dürfen wir den Dichter nicht kühn nennen, der eine arme, alte Frau, die ihr tägliches Brot durch unausgesetzte Arbeit

erkämpfen muß, die durchaus mit keinen Vorzügen des Geistes ausgestattet ist und auch nicht durch das Interesse, das sich an ihre Umgebungen knüpft, fesseln kann, zur Heldin einer großen Erzählung macht und dabei gewiß ist, den Leser nicht einen Augenblick zu ermüden, sondern ihn fortwährend aufs höchste zu interessieren? Dies ist wirklich bei „Käthi" der Fall. Die Erzählung hat eigentlich keinen Knoten, der entwickelt werden soll; die Heirat des Sohnes liegt durchaus nicht in der Anlage des Buches als notwendige Lösung. Die Großmutter absorbiert das Interesse der Lesenden so, daß die Schicksale des Sohnes Johannes nur als Nebensache in Betracht kommen und nur durch ihren Bezug auf Käthi Bedeutung erlangen. Ein altes Mütterchen, mit allen großmütterlichen und mütterlichen Schwachheiten, ein verwöhnter kleiner Junge und zwei Hühner, ein schwarzes und ein weißes, das ist gleichsam die Staffage des Bildes, die Familie, um welche die Erzählung sich dreht. Wie mancher würde verzweifeln, wenn ihm aufgegeben würde, aus diesem Stoff einen Roman oder auch nur eine halbwegs anziehende Erzählung zu machen! Bitzius hingegen weiß aus diesen Elementen, aus diesem Stoff, den man fast armselig nennen möchte, wenn es für den wahren Dichter etwas Armseliges, das heißt etwas zu Kleines gäbe, einen solchen Reichtum des Lebens zu entfalten, ein so großes psychologisches Interesse an denselben zu knüpfen, so tiefe Beziehungen aufzufinden, die Umgebung so poetisch zu gestalten, daß dieses Buch einer der großen Triumphe des Verfassers geworden und, wenn es in anderen Beziehungen neben „Uli", dem „Bauernspiegel" oder „Geld und Geist" genannt wird, in jener Rücksicht, nämlich als Beleg der Kunst, aus möglichst einfachem Stoff möglichst viel zu schaffen, ganz einzig dasteht und den ersten Rang behauptet.

Auch „Käthi die Großmutter" wurde hervorgerufen durch die Bewegungen der Zeit. Bitzius korrespondierte mit einem französischen Geistlichen über den Sozialismus und dessen Folgen,

und die Diskussion dieses Themas brachte ihn auf den Gedanken, gegen diesen in Neid und Genußsucht wurzelnden und daher stets seines Zweckes verfehlenden Sozialismus oder, wenn man will, Kommunismus zu schreiben, und zwar in seiner Weise, durch Aufstellung des Beispiels eines rechtschaffenen Armen, der ohne diesen Neid und diese Genußsucht, die dem Armen als Heilmittel zur Verbesserung seiner Zustände angepriesen werden, seinen ehrenwerten Weg durchs Leben findet und durch Beharrung überwindet. Bitzius verkennt gar nicht, daß an dem moralischen Zustand der Armen, an jenem neidvollen und begehrlichen Wesen, das oft ihre Kraft unfruchtbar aufzehrt, die Art und Weise, wie die sogenannten untersten Klassen im Staate behandelt werden, große Mitschuld trage. Er sagt im „Schulmeister" mit tiefem Ernst: „Die ganze Welt wische die Schuhe an diesen Menschen ab und lasse ihre Laune an ihnen aus, und man fordere eigentlich nur das Halten zweier Gebote von ihnen: daß sie nicht stehlen und nicht töten. Die vier ersten wende man gar nicht auf sie an; vom fünften nur die Auslegung des Heidelbergers, daß sie Meisterleuten und Obrigkeiten getreu seien, über das siebente drücke man die Augen zu, zur Übertretung des neunten fordere man sie auf, und wenn sie das zehnte halten wollten, würde man sich über sie lustig machen, indem man ihnen den G'lust von Herzen gönne und sich ergötze an selbigem, wenn sie nur die Sache selbst nicht kriegen." Man kann dies auch im ganzen „Käthi" zwischen den Zeilen lesen, wie es in der „Armennot" offen ausgesprochen ist, daß die übrigen Klassen der Gesellschaft, wenn die Armen besser werden sollen, sich um sie bekümmern müssen, und daß mit Wohltätigkeit allein noch wenig ausgerichtet sei. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint die ehrliche alte Käthi noch achtungswerter und, wir möchten hinzusetzen, für uns anderen noch beschämender. „Der alte Gott lebt noch!" ist Käthis Wahlspruch; aber sie legt dabei die Hände nicht in den Schoß, und der Grundsatz: *Ich muß das Meinige tun!*

ist die Ergänzung jenes Spruches. Ohne alle Sentimentalität, die oft bei innerer Kälte durch Schilderung der Zustände des Armen nur Effekt machen will und zu diesem Zweck noch Übertreibung zu Hilfe nimmt, schildert Bitzius in dieser bescheidensten Hülle ein edles Leben, das durch bitteren Kampf hindurch sein ärmliches Fahrzeug steuert, nie den Mut und den Glauben verliert und der nur am Glänzenden hängenden und nur im Glänzenden das Große suchenden Welt zeigt, daß der wahre Wert in äußeren Dingen nicht, sondern in der eigenen sittlichen Kraft und in der Gesinnung liege, die den Grundton unseres Lebens ausmacht. Käthi ist die „alte Waschfrau" von Chamisso. Man könnte dieses herrliche Gedicht dem Buch von Bitzius als Motto oder Text vorsetzen. Auch Käthi

hat stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Das sittliche Interesse, der Respekt, den uns die alte Frau bei allen ihren kleinen Schwächen und trotz ihres unpädagogischen Verfahrens mit dem Jungen durch die ganze Erzählung einflößt, ist so groß, daß wir am Schlusse mit Chamisso ausrufen möchten:

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich.

Das Häuschen an der Emme, welches Bitzius mit einer so lebendigen Szenerie zu umgeben wußte, welches bald friedlich und im Sonnenschein uns entgegenlacht, bald von gewaltigen Naturkatastrophen bedroht wird, existiert wirklich. Auch hier, wie in der „Wassernot" treten uns diese Naturereignisse in überwältigender Anschaulichkeit entgegen. Um so trefflicher ist der Kontrast derselben mit der Freiheit des Menschen, mit Käthis ungebeugter sittlicher Kraft. Das ist die große Seite des Buches.

In keinem anderen von Bitzius ist eine so köstliche Frucht in so unscheinbarer Schale enthalten. „Käthi die Großmutter" ist daher außerordentlich beliebt und weit und breit bekannt geworden. Es wäre nach dem Gesagten eine Verkennung der tieferen Beziehungen des Buches, wenn man dasselbe nur als eine Art Aufruf an die Reichen zur Wohltätigkeit und Unterstützung Notleidender ansehen wollte. Es ist ein Buch, welches studiert werden muß, um den tiefen Gehalt ganz zu erkennen.

Käthis Sohn, Johannes, stellt gegenüber seiner Mutter, dem Bilde rechtschaffener, neidloser und tätiger Armut, das unzufriedene Proletariat dar. Er ist von Neid und Haß gegen die Besitzenden erfüllt, unzufrieden mit sich selbst und anderen, immer anspruchsvoll und mißtrauisch. Sein störrischer Sinn wird endlich durch die schwere Verletzung, die er von der nächtlichen Rauferei davonträgt, und die herben Prüfungen, die ihre Folge sind, gebrochen und er nachher durch die Liebe des tüchtigen Mädchens Bäbeli wieder mit dem Leben ausgesöhnt, so daß er, wie Jakob der Wandergeselle, ein ganz anderer wird und ein neues Leben beginnt. Alle anderen Nebenfiguren, vom kleinen Johannesli bis zum geizigen und dabei mit Freisinnigkeit prahlenden Grotzenbauer im G'strüpp sind, wie immer, aus vollem Holz geschnitten. Die Base und die Wirtin sind prächtige Bäuerinnen, zum Regiment geschaffen und dabei richtig fühlend und wohlwollenden Sinnes. Die politischen Anspielungen stören uns in Käthi mehr als sonst, weil sie als ein Fremdartiges erscheinen und wir den Eindruck Käthis lieber ganz rein hätten. Doch sind sie nicht gehäuft.

Bitzius predigt uns auch in „Käthi" durch das Leben selbst, was not tut. Seine Predigt ist in seiner Dichtung enthalten. Er zeigt den Kompaß durch Flut und Stürme. Er ist von der Zeit nicht verbittert. Ernst und ruhig steht er in Käthi dem sozialistischen Treiben entgegen. Die Sonne blickt überall bald aus den Wolken hervor. Der Horizont erheitert sich, und die beiden Orkane, die Wassernot und die Erdäpfelkrankheit, die so be-

drohlich in Käthis Leben hineinragen, gehen vorüber. Das heimatliche Häuschen mit seiner traulichen Umgebung, der grünen Flachspflanzung und dem übrigen kleinen Anbau steht zuletzt gesichert vor uns, wie in hellem Abendglanze; außen und innen ist Friede. Es ist ein herrlicher Schluß, wie der Abend eines heißen langen Sommertages.

Auch für den religiösen Standpunkt von Bitzius ist „Käthi die Großmutter" wichtig, und wir werden sie, wenn wir denselben besprechen, nicht übergehen. Wir hätten an Käthis Christentum wenig auszusetzen. Sie ist eine gottesfürchtige, gottvertrauende Frau, die schlicht und recht das tut, was sie für Pflicht hält, und damit Punktum. Sie spricht aber wie andere Leute und geht in keine Versammlungen, obwohl sie im Emmental die beste Gelegenheit dazu hätte. Vor dem Herrn Vikar in „Anne Bäbi Jowäger" würde sie kaum gerecht erfunden werden. Sie aber, die einfältiglich und aufrichtig auf den alten Gott vertraut, der alles zum Besten wenden werde, könnte den Herrn Vikar, der, um sie bei einem großen Unglück zu trösten, damit anfinge, sie zu einer todwürdigen Sünderin zu stempeln, ebensowenig begreifen als die schwermütige Anne Bäbi, die sich über der Zerknirschungstheorie des jungen geistlichen Herrn „hintersinnet".

Zwischen „Käthi der Großmutter" und „Uli dem Pächter", welche 1849 erschienen, liegen zwei kleine Schriften von Bitzius, von einem unter sich ganz verschiedenen Stoff und Gepräge, die wir nur flüchtig berühren wollen. Die eine davon: „Die zwei Erbvetter" hat zwei miteinander kontrastierende Genrebilder zum Gegenstand. Das Thema derselben, ein paar tausend Jahre alt, sind zwei reiche Männer ohne Noterben und nahe Verwandte, deren letzte Tage und Lebensschluß durch ihren Charakter und den Geist bedingt sind, in welchem sie als Reiche handeln, in welchem sie ihr Gut verwalten. Der eine, der geizige Harzerhans, verhaßt und verachtet, erfüllt uns durch sein einsames, von aller Welt verlassenes Sterben mit wahrem Grausen,

während uns der andere, der treffliche und wohlwollende, aber welterfahrene und schlaue Kilchmeier durch das schöne Bild seines heiteren und sonnigen Lebensabends und durch die Harmonie erquickt, in welche ihn sein edler Charakter mit seiner ganzen Umgebung bringt. Die Charakterzeichnung dieses „Erbvetters" ist eine der meisterhaftesten von Bitzius. Es ist unmöglich, aus so wenigen und einfachen Zügen ein treueres und wahreres Bild zu geben als diese einzige Figur des reichen und milden und dabei so bewußten und konsequenten Emmentalers.

Die andere Schrift: „Doktor Dorbach, der Wühler" ist eine Art Gegenstück oder vielmehr Nebenstück zu „Jakobs Wanderungen" und schildert den verkommenen und durch seine Verkommenheit zum Wühler gewordenen Literaten so wie Jakob den bloß verführten und durch Schaden klug gewordenen Handwerksburschen. Doktor Dorbach, der in vielen Zügen Porträt sein soll, ist eine unendlich widrige, nur in seiner Anmaßung und seinem Bettelhochmut oft höchst komische Figur. Das Burleske ist freilich hier gehäuft, und der Schluß, in welchem wieder die im „Dursli" vorkommemde Sage der sieben Bürglenherren und ihrer wilden Jagd zum Besten gegeben wird, läßt wegen des allzu Phantastischen kalt. Sonst aber ist das Büchlein eine nach dem Leben gezeichnete und durch naheliegende Erfahrungen veranlaßte Satire auf die Gemeinheit und Nichtsnutzigkeit dieser spezifischen Art von Demagogie und auf die Leichtgläubigkeit und Flachheit derer, welche einem so lächerlichee Apostolat mit offenen Mäulern zuhören und solche Bauchrednerei im unfigürlichsten Sinne für Freisinnigkeit nehmen.

Im Jahre 1849 erschien „Uli der Pächter" als Fortsetzung und zweiter Teil von „Uli dem Knecht". Beide Bücher sind trotz der großen Verschiedenheit der Zeit, in welche jedes derselben fällt, wie aus einem Guß geschrieben und an Geist, Gehalt und Physiognomie einander völlig gleich. „Uli der Pächter" entstand in einer außerordentlich bewegten Zeit, in welcher die Welt im

großen auf den Ausgang gewaltiger Katastrophen gespannt war und in Bitzius' Heimatkanton alles auf einen erneuerten Parteikampf und heftige Krisen hindeutete. Gleichwohl fühlen wir „Uli dem Pächter" die Aufregungen der Zeit durchaus nicht an. Bitzius läßt hier alle Politik beiseite und führt uns in das Bauernhaus in der Glungge zurück, wo das große Weltschicksal nicht hinaufreicht und nur der Lebensgang der uns aus „Uli dem Knecht" bereits bekannten Personen sich aus ihren Handlungen und der frei gewählten Bahn nach unumstößlichen Gesetzen entwickelt.

Uli geht in seiner neuen „sozialen Stellung" als Pächter neuen und bitteren Kämpfen entgegen; aber er hat in dem „feldherrlichen" und doch so liebevollen Vreneli den schützenden Engel gefunden, der sein strauchelndes Leben immer wieder aufrichtet und ihm den Kopf über dem Wasser hält. Auch genügt Vrenelis liebevolle Leitung noch nicht. Die härtesten Prüfungen müssen dazu kommen, um Uli, der ganz in Erwerbsucht, der Klippe unermüdlich arbeitsamer Naturen, aufgeht und dadurch in allerlei Versuchung und Stricke fällt, auf den besseren Weg zurückzubringen. Denn selbst einen höchst ungerechten Handel hat er sich zuschulden kommen lassen, auf welchen die härtesten Schläge wie ein Gottesgericht folgen. Doch Ulis „Treue" siegt, und während die Familie Joggelis, die durch den Tod der trefflichen Glunggebäurin ihres einzigen Haltes beraubt wird, dem unvermeidlichen Ruin zueilt und aus schlimmem Samen die schlimmere Ernte entsteht, wendet sich endlich Ulis Geschick mitten aus neuen Bedrängnissen, die für ihn aus Joggelis Tod entstehen, unerwartet zum Besseren, und der Tag und Nacht arbeitende Pächter hat Aussicht, in nicht ferner Zeit ein reicher Bauer zu werden. Bitzius, der sonst die unerwarteten Entwicklungen nicht liebt, gibt hier eine solche, und Hagelhans im Blitzloch erscheint als ein wahrer deus ex machina, welcher den Knoten von Ulis Schicksal auf so romatische Weise löst, wie der an solche Wendungen durch Romanlektüre gewöhnte Leser es nicht besser verlangen kann.

Bitzius soll übrigens diese Episode des Hagelhans nur widerstrebend aufgenommen haben. Freuen wir uns jedoch, daß er nicht allzu streng gewesen. Wir wären dadurch um einen seiner genialsten Charaktere gekommen. Denn ein ganz kompetenter Urteiler sagt von Hagelhans mit Recht, „er bleibe trotz seinem Gesicht und seinem Hund eine ungeheuer tiefe, großartige Zeichnung, und es sei einer der genialsten Figuren, die je in einer Novelle vorgekommen".

Die übrigen Personen in „Uli dem Pächter" sind uns sämtlich schon bekannt. Nur Vreneli entwickelt erst als Frau den ganzen Reichtum und die tiefe Seite ihres Wesens, und in Ulis Krankheit steht sie in voller Glorie da. Ihr Charakter ist von schönstem Ebenmaß, ohne Härte und ohne Schwäche; sie ist von großem Verstand und zugleich von lebendigster Empfindung. Alles steht ihr wohl an. Ein herrliches Bild!

Ihr gegenüber, wie dem Licht der Schatten, steht die verwöhnte, in jeder Beziehung falsch erzogene Bauerntochter Elisi, die schon in „Uli dem Knecht" eine bedeutende Rolle spielt und dem Charakter Vrenelis gleichsam zur Folie dienen muß. Es ist eine burleskwidrige Figur, die sich zum Adoptivmädchen Vreneli so verhält wie ihr Vater Joggeli zum Bodenbauer Johannes. Kein Leser von „Uli dem Knecht" wird jene komische Szene vergessen, da Elisi mit dem Sonnenschirmchen aufs Heufuder steigt und nicht mehr herunter kann, bis Uli sie herabholt. In „Uli dem Pächter" erfüllt sich ihr trauriges Schicksal, welches man längst ihrer warten sah. Man hat diesem Charakter Verzerrung vorgeworfen. Leider aber ist dies widrige, verkehrte und verkrüppelte Wesen nur zu sehr der Wirklichkeit entnommen. Bitzius schreibt daher einem Freund, der ihm diesen Vorwurf machte, Elisi sei zu sehr Karikatur, zu seiner Rechtfertigung ganz lakonisch: „Du hast am Solothurner Schießen die Bauerntöchter nicht gesehen, welche ihre goldenen Ringe über die Handschuhe trugen, einen Regenschirm offen trugen, in der anderen

Hand ein elegantes Sonnenschirmchen und mit grünen Schleiern behaftet waren." „Ich hätte sie anspucken mögen," setzt er derb hinzu.

Eine noch wichtigere Figur ist Elisis Vater Joggeli, der eigentliche Thersites des Buches, von meisterhafter Zeichnung und der unnachahmliche Typus von Charakterlosigkeit mit all den hundert Zügen, die sie in ihrem Gefolge hat. Die ganze Wirtschaft auf der Glungge sieht nach dem Meister aus, und was ihn einzig noch hält, ist seine Frau, die treffliche Base, Vrenelis Erzieherin. Nach ihrem Tod bricht alles zusammen, was schon lange den Einsturz drohte. Diese Glunggebäuerin ist eine jener regierenden Bäuerinnen, die Bitzius so sehr liebt, verständig, klug, gewiegt im Hauswesen, von geradem Sinn und Gefühl, resolut im Handeln, einsichtig im Raten und Überlegen, ein mittlerer Charakter von großer Tüchtigkeit und Wahrheit.

Von den Nebenfiguren sind der Baumwollenhändler und Johannes, Elisis Bruder, von Bedeutung. Der erstere ist ein windiger Prahler und Industrieritter, dessen Bild ebenfalls nicht aus der Luft gegriffen ist, einer von jenen Leuten, die nur auf Abenteuer und Prellereien ausgehen und dumme eitle Mädchen von Elisis Schlag in ihr Garn zu jagen suchen, was ihnen auch gewöhnlich gelingt. Johannes, der Bauernsohn aus der Glungge, ist die bessere Natur von den beiden, von ursprünglich gutem Kern, aber ganz falsch erzogen, den Bitzius nicht ohne Absicht den Bauernstand aufgeben, das väterliche Erbgut verlassen und das zwar in verständiger und fähiger Hand gewinnreiche, aber für halt- und gedankenlose Leute gefährliche Gewerbe eines Wirtes ergreifen läßt. Auch kommt er in wenig Jahren so herunter, daß er beim Tode des Vaters die Glungge in fremde Hände übergehen lassen muß. —

Ein anderer Wirt, Ulis eigennütziger Freund, bei dem es einmal einen Gevatterschmaus gibt, spielt keine ganz sekundäre Rolle und ist ebenfalls eine von jenen Personen, welchen wir

im Leben oft begegnen, die „mit schlauem Verstand, kaltem Herzen und holdseligem Wesen sich ein schön Stück Geld zu verdienen wissen". „Er war", sagt Bitzius drollig und sarkastisch, „ein dicker, schwerer Mann, jeder Zoll an ihm ein Zentner Holdseligkeit, mit welcher man eine große Stadt voll saurer Engländer hätte süß machen können."

Alle diese Figuren gruppieren sich sehr gut um Uli und Vreneli herum, und diese letzteren heben sich aus so vielen halben oder zweideutigen Elementen mit ihrem tüchtigen Willen und besseren Sinn um so schöner hervor. Ob Uli indessen, wie der Verfasser im Vorwort sagt, als jener Meister gelten könne, „welcher in den Banden der Welt lag, und welchen der Geist wirklich frei gemacht", könnte bei dessen vorwiegender und rastloser Erwerbbegierde noch in Zweifel gezogen werden. Doch wäre vielleicht eine andere Bekehrung, als die uns Uli darstellt, in seinen Verhältnissen eine gesuchtere und weniger wahre gewesen. Das ganze Buch hat einen gewissen alttestamentlichen Duft und ist gleichsam ein Kommentar über den Text: „Ich bin jung gewesen und bin alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen."

„Uli der Pächter" ist seines Vorgängers vollkommen würdig und eine der schönsten Schöpfungen von Bitzius. Uli und Vreneli erfreuen uns als unvergängliche Typen und müssen dem Berner insbesondere wegen ihrer Heimatlichkeit und der in ihnen liegenden Darstellung des trefflichen Kernes seines Bauernwesens stets lieber werden.

Die Produktionskraft unseres Bitzius schien unerschöpflich zu sein und stand immer noch in voller Blüte. Denn ein Jahr nach „Uli dem Pächter" trat er schon wieder mit einem neuen größeren Buche hervor, welches den Titel führt: „Die Käserei in der Vehfreude, eine Geschichte aus der Schweiz". Diese größere Erzählung, die einen ziemlich starken Band ausfüllt, ist nicht nur in mancher Rücksicht seinen bedeutenden Schriften beizuzählen,

sondern steht in einigen Beziehungen einzig unter seinen Werken da. Bitzius tritt nämlich hier aus dem engeren Kreise einer Familiengeschichte oder einer Erzählung, die sich an die Schicksale eines einzelnen oder eines Hauses knüpft, heraus und gibt uns eine Dorfgeschichte im weitesten Sinne, eine Geschichte nicht *aus dem* Dorf, sondern *des* Dorfes, der Gemeinde und ihres genossenschaftlichen Lebens selbst. Denn die Kåsereigesellschaft, deren Stiftung und erste Blüte der äußere Gegenstand der Erzählung ist, und an welcher alle Viehbesitzer des Dorfes teilnehmen, spiegelt die Gemeinde und ihr Leben selbst ab. Die Dorfgemeinde selbst, aus den gleichen Hauptpersonen bestehend, wird ganz dieselben Erscheinungen zeigen wie die Käsereigesellschaft, die gleichen Zufälligkeiten, Menschlichkeiten, Intrigen und Lächerlichkeiten, wie das soziale Leben sie überall, auch in Kollegien von sogenannten Hochgebildeten, gelehrten und ungelehrten Senaten und dergleichen, aufweist, und zwar deswegen, weil, wie Bitzius im Vorwort treffend sagt, „das Leben der Luft gleicht, die oben und unten gleich ist, nur oben und unten ein wenig anders, gröber oder feiner gemischt, und weil sich die Menschen von Natur in sittlicher Beziehung viel näher stehen, als man ihrem Äußeren nach glauben sollte". — Von „*kommunistischem* Treiben einer schweizerischen Landgemeinde mit seinen Tollheiten und seinem Trotz", wie ein deutscher Literat es in der „Vehfreude" dargestellt finden will, haben wir in dem Buche nichts entdecken können. Es ist eine Aktiengesellschaft, deren Gegenstand Käserei ist, und die ihrer Natur nach zu allerlei Mißbräuchen und Malversationen Anlaß gibt; nichts weiter. In derselben spiegelt sich allerdings das ganze Dorfleben.

Und in der Tat, wie bewegt und vielgestaltig ist dieses Leben, das uns die „Vehfreude" darstellt! Wie reich an Charakteren, Lagen, Verwickelungen, Krisen, Episoden! Wie sicher ist die Zeichnung der Figuren, auch der unbedeutendsten! Wie gut sind alle gegriffen! Der Humor des Verfassers ist unerschöpflich,

sein Witz wahrhaft verschwenderisch, und dessen Derbheit wird feinen Nerven oft zu stark. Und welchen Sprachreichtum, welchen Schatz von Sprüchen, Wendungen, plastischen Provinzialismen findet der Sprachkundige und Sprachforschende in diesem Buche! Die heiterste Jovialität herrscht überall, das Komische und Burleske ist oft fast zu gehäuft; allein wir staunen über diesen Naturreichtum, diese üppige Vegetation, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Wir gehen deswegen über die Mängel, besonders der Form, über die Grobheit einzelner Ausdrucksweisen leichter hinweg, weil wir einen gleichsam ungezähmten Naturtrieb walten sehen und eine solche wilde Kraft mit ihren Auswüchsen uns als das Seltenere erscheint gegen die Zahmheit und Glätte so vieler Erzeugnisse gehalten, denen kein produktives und schaffendes Talent zugrunde liegt. Es wäre uns bei der Notwendigkeit, den reichen Stoff, den uns Bitzius bietet, zu beschränken und uns nicht zu weit führen zu lassen, nicht möglich, die vielen Charaktere, die in dem Buche vorkommen, einzeln zu durchgehen. Ein paar Worte mögen genügen. Eine Dame von Urteil und Geschmack hat die Bemerkung gemacht, daß man die besseren Figuren in der „Vehfreude", wie Felix und Änneli, lieber herausnehmen und in eine bessere, weniger schmutzige Umgebung versetzen möchte. Es ist wahr, die Farben sind grell aufgetragen; allein diese Hauptcharaktere träten weniger ins Licht, wenn sie nicht gerade durch Nebenfiguren und Umgebungen von so niedriger Art kontrastiert würden, wie sich auch im Leben das Gute neben dem Bösen findet. Auch sind Felix und Änneli nebst ein paar anderen nötig, um dem Gemälde, das sonst gar zu rembrandtisch ausfiele und gar zu viel des Trivialen, Gemeinen und eigentlich Schlechten enthalten würde, sein Licht und seine Sonne zu geben. Ein vertrauter Freund von Bitzius schrieb ihm von der „Vehfreude", es sei ihm denn doch etwas zu viel Dreck und Gestank in diesem Buch. Dagegen könnte wieder die Bemerkung eines ausgezeichneten Künstlers gehalten werden, welcher sich gegen

den Verfasser dieser Biographie äußerte, er habe in keinem anderen Buch von Bitzius so reichen Stoff zu Genrebildern gefunden.

Eine ganz eigentümliche Seite der „Käserei in der Vehfreude“ ist die staunenswerte technische Kenntnis, die Bitzius in betreff der Käsebereitung, aller bei derselben vorkommenden Manipulationen und des ganzen Geschäftes an den Tag legt. Diese Darstellung des Technischen wurde ihm lächerlicherweise von einigen sehr übel vermerkt, als ob er die Eleusinischen Geheimnisse ausgeplaudert oder sonst eine Geheimlehre der Welt verraten hätte. Wäre dies der Fall, so müßten die vielen Schweizer Sennen, die im Ausland zur Käsefabrikation angestellt sind, noch gefährlichere Leute sein. Es werden wohl andere Dinge sein, die diesen Zorn über die „Vehfreude“ erregt haben. Jedenfalls war er ein ziemlich komischer.

Das kleine Büchlein „Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber“ (es erschien 1851) war eine Gelegenheitsschrift, veranlaßt durch den Wunsch einiger einsichtiger Freunde aus Basel, bei den dortigen Seidenwebern, besonders auf dem Lande, das so nützliche Institut der Sparkassen beliebt zu machen und dessen Einführung zu befördern, gegen welche noch manches Vorurteil obwaltete, obwohl einzig dadurch, besondere Fälle ausgenommen, der fleißige Arbeiter in den Stand gesetzt wird, sich eine Zukunft zu bauen und aus dem Zurückgelegten einen verhältnismäßigen Wohlstand zu sichern. Bitzius war wirklich ein trefflicher Kommentator und Ausleger dieser Einrichtung. Sein Büchlein ist ganz in der Art von Hogarths fleißigem und unfleißigem Lehrling angelegt, wenn auch Hans Jakob nicht Bürgermeister und Heiri nicht gehängt wird. Zwei Webergesellen in Baselland beginnen nämlich ihre Laufbahn unter gleichen Verhältnissen, aber mit ungleichem Sinn. Der eine erntet nach vielen Mühsalen und Anstrengungen die Früchte seines Fleißes, der andere diejenigen seines Leichtsinns und seiner Trägheit. Das Thema ist, wie man sieht, ein alltägliches; allein Bitzius

weiß die Lebensläufe der beiden Weber in ihrem natürlichen Verlauf so gut auseinanderzuhalten, so mit kleinen Episoden zu schmücken und anmutig zu machen, der Ton des Ganzen ist so sehr in Franklinscher Weise gehalten, indem Sparsamkeit und Arbeitsamkeit, verbunden mit moralischen und religiösen Grundsätzen, wie vom großen Amerikaner als das Alpha und Omega vernünftigen Lebensglückes dargestellt werden, daß wir uns sagen müssen, so müsse man schreiben, wenn man dem Volk wahrhaft nützen, dasselbe über seine Bedürfnisse und Zustände aufklären und im kleinen anfangen wolle zu bessern und zu helfen, damit es im großen möglich werde. Auch hier erhalten wir belehrende Aufschlüsse über das Verhältnis zwischen Seidenherren und Seidenarbeitern, über die ganze innere Ökonomie dieses für Basel, Stadt und Land, so wichtigen Gewerbszweiges. Der eigentliche Zweck des Büchleins, die Empfehlung des Sparkassensystems in Baselland, wird ganz unmerklich und fast nur beiläufig eingeführt und erreicht, indem Hans Jakob oder vielmehr dessen Frau durch vernünftigen Rat zur Einlegung vermocht wird; aber die Erzählung drängt so in allen Teilen auf diesen Kern, die Einprägung haushälterischer Grundsätze, besonders für solche Gegenden von Fabrik- und Hausindustrie hin, daß sich das Resultat wie von selbst ergibt und wieder das Beispiel selbst den Prediger macht. Das Büchlein, wir wiederholen es, ist ganz im Geiste eines Franklin, und dieser würde es ein vortreffliches genannt haben.

Bitzius' Geist rastete nimmer, und hätte er auch eine Pause in seinem Schaffen machen wollen, die Bewegungen der Zeit hätten ihm keine Ruhe gegönnt. So sind die „beiden Seidenweber" wieder nur ein kleines Intermezzo, welchem bald ein größeres Werk folgte, das unter seinen Schriften eine besondere Stelle einnimmt, weil es, um mit Bitzius selbst zu sprechen, „wie kein anderes seiner Bücher von sogenannter Politik strotzt" und dem politischen Kampf eigentlich gewidmet ist,

während in den meisten anderen Schriften das Politische nicht Zweck, sondern nur Beiwerk ist. Wir sprechen vom „Zeitgeist und Bernergeist", der 1852 erschien. Auch dies Buch muß aus der Zeit, in welcher es geschrieben ist, erklärt werden, wenn man es richtig verstehen und dem Verfasser, der hier mehr als je als Privatmann auftritt, nicht unrecht tun will. Der „Zeitgeist und Bernergeist", der wirklich seiner politischen Polemik wegen dem Verfasser, außer seiner Kalenderwirksamkeit die meisten Feinde erweckte, wurde nämlich in der Zeit der heftigsten Parteiung im Kanton Bern geschrieben. Im Jahre 1850 hatte dort ein Umschwung der Dinge in konservativem Sinne stattgefunden. An die Stelle der radikalen Regierung war eine konservative getreten, und nun begann von Seite der Partei, welche als radikale die Opposition bildete, ein Angriff und Kampf innerhalb und außerhalb des Ratsaales, wie ihn der Kanton Bern in dieser Heftigkeit und Zähigkeit noch nie gesehen hatte. In diese Zeit fällt der „Zeitgeist und Bernergeist". Wir werden später bei der allgemeinen Beurteilung von Bitzius als Schriftsteller seinen politischen Standpunkt überhaupt näher erörtern und diskutieren, so daß wir hier, wo wir bloß von einem bestimmten Buche sprechen, kürzer sein können und nur das zur Erklärung des Buches Nötige zu sagen brauchen.

Der „Zeitgeist und Bernergeist" ist allerdings eine Gelegenheitsschrift oder, wenn man will, eine politische Parteischrift. Nur müssen wir die Bemerkung wiederholen, daß Bitzius die Politik nicht vom gewöhnlichen Standpunkt ansah, daß er nicht Politiker vom Fach, Staatspolitiker, um uns so auszudrücken, war und auch nie als solcher sich hervortun wollte, sondern bloß als Republikaner auch in betreff der Politik sich berechtigt und verpflichtet hielt, für seine Grundsätze, für dasjenige, was er im Staat für recht und heilsam hielt, mit Rede und Schrift einzustehen und nach dem Solonischen Grundsatz, welcher der wahre ist, Partei zu nehmen. Er war demnach nicht Politiker aus Lust

und Leidenschaft, sondern bloß notgedrungen, wo er sagen zu müssen glaubte: „Ich kann nicht anders!“ Und wenn er die Offensive ergriff, so war es stets bloß diejenige, die, nach militärischen Grundsätzen, von einer guten Defensive unzertrennlich ist. Er sagt daher im Vorwort zum „Zeitgeist und Bernergeist“ so offen als möglich: „Der Hauptgrund, warum der Verfasser auch beim besten Willen von der sogenannten Politik nicht lassen kann, ist der, daß ja die heutige Politik überall ist, daß ja gerade das das bezeichnende Merkmal des Radikalismus oder der radikalen Politik, daß dieselbe sich in alle Lebensverhältnisse aller Stände drängt, das Heiligtum der Familien verwüstet, alle christlichen Elemente zersetzt. Wo man im Hause den Fuß absetzt, tritt man auf diese Schlange, diese Landplage Europas.“ In einer früheren Stelle dieses Vorwortes sagt er ferner: „die Liebe zu der wahren, christlichen Freiheit, die ihm als geborenem und nicht gemachtem Republikaner nicht nur lieb, sondern, da er in derselben aufgewachsen, Bedürfnis sei, habe ihn gedrängt, Schriftsteller zu werden, und zwar als er bald vierzig Jahre alt gewesen. Er habe gewußt, was er wollte. Er sei für Gott und das Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen in die Schranken getreten.“ — So müssen wir den „Zeitgeist und Bernergeist“ im Sinn des Verfassers als eine Art Verteidigung pro aris et focis ansehen, gerichtet gegen Prinzipien und Tendenzen, die Bitzius gefährlich schienen, und die gerade damals in seinem Heimatkanton sich besonders geltend machten.

Der Titel „Zeitgeist und Bernergeist“ lautet etwas sonderbar und ist nicht ganz klar. Frägt man sich, was unter Zeitgeist und wieder unter Bernergeist zu verstehen sei, und was Bitzius dabei vorgeschwebt habe, so würde die Umschreibung etwa so lauten: das Schlimme des Zeitgeistes gegenüber dem Guten des alten Bernergeistes. Wir haben gesehen, daß Bitzius nirgends ein eigentlicher laudator temporis acti, ein Verfechter

starrstabiler Grundsätze ist, vielmehr als eifriger Reformer (wie im Schul- und Armenwesen) und, wenn man eine nun veraltete Bezeichnung wählen will, als so geheißener Altliberaler gelten kann, wenn er auch nicht für Verfassungen schwärmte und allen neuen Dingen und Leuten nachlief. Er konnte daher im „Zeitgeist und Bernergeist" nur das Erhaltenswerte, Tüchtige des alten Geistes dem Verderblichen des neuen, des „Zeitgeistes", entgegensetzen wollen. Diesen Gegensatz nun stellt er dar durch zwei angesehene Bauernfamilien, die durch mancherlei Bande verknüpft sind, deren Häupter aber entgegengesetzten politischen Parteien angehören und infolge dieser verschiedenen politischen Richtung auch im Regiment und Leben der Familie getrennte Wege einschlagen. Die mehr altväterischen Lebensgrundsätze und die damit verknüpfte Lebensweise und Familienleitung des Ankenbenz gereichen ihm und seinem Haus zum Heil und bringen Wohlstand und Blüte, während umgekehrt Hunghans, in den Strudel des politischen Lebens gerissen, jene Grundsätze verläßt und dem ökonomischen und moralischen Ruin entgegengeht, wobei der in seiner eigenen Familie vorhandene Gegensatz zwischen altem und neuem Leben das Bild noch greller macht. Wenn man aus dieser Darstellung den allzu raschen Schluß zöge, Bitzius habe mit diesen Parallelbildern die so geheißenen Radikalen in Bausch und Bogen als Lumpen, die so geheißenen Konservativen aber als die Gerechten und Gesegneten des Landes darstellen wollen, so würde ihm ein Vorwurf gemacht, der, wenn er wahr wäre, kaum entschuldigt werden könnte. Denn abgesehen davon, daß in allen Parteien, wie in allen größeren Genossenschaften, sich gut und bös ziemlich gleichgemischt findet, wird auch der poltitische Grundsatz des Hausvaters nicht notwendig auf dessen Lebensweise und Hausregiment absolut bestimmend einwirken, und es wird im Kanton Bern, wie in der übrigen Welt, ebensowohl ganz solide radikale und ganz liederliche konservative oder antiradikale Hausväter geben, als umgekehrt.

Dessenungeachtet kann man dem Lebensbild, welches uns Bitzius in Hunghans und seiner Familie gegeben hat, die volle Wahrheit und Treue nicht absprechen, und es bleibt ganz fest stehen, daß, wer so wie Hunghans Politik treibt, den Radikalismus so versteht wie er, auch die nämlichen Erfahrungen machen und, wie er, erst durch traurige Erlebnisse und mit großem Schaden werde klug werden müssen. Da es aber viele so unselbständige Naturen gibt wie Hunghans, und da nicht zu leugnen ist, daß in der radikal demokratischen Lebensansicht die Versuchung zur Zügellosigkeit und zu flottem, der Zukunft vergessendem Leben größer ist, so konnte Bitzius sein Buch ganz passend und zweckmäßig für diese vielen geschrieben haben, die ihm der Warnung und der Aufklärung zu bedürfen schienen, weil sie aus Beschränktheit freiwillige Sklaven eines zügellosen, unordentlichen Wesens wurden, das mit rein politischen Grundsätzen nichts mehr zu schaffen hat. Diesen Eindruck hat uns der „Zeitgeist und Bernergeist" gemacht. Er schien uns geschrieben für die Unselbständigen und leicht Verführbaren unter den begüterten Landleuten und gegen das Aufgeben einer grundsätzlichen und geordneten Lebensweise gerichtet, ohne welche weder für den einzelnen noch für die Familie Gedeihen ist. Die frivole und grundsatzlose Lebensweise ist es, die Bitzius bekämpft und perhorresziert, und wenn er unter den Ursachen dieser Lebensweise ein gewisses politisches Treiben, ein Nachwirken einer bestimmten Art von Politik findet, so wird er unerbittlich dagegen zu Felde ziehen, Haus und Familie gegen das Einreißen so loser Maximen zu schirmen suchen, ohne deshalb das Unrecht begehen zu wollen, eine ganze politische Partei auch als Privatleute an den Pranger zu stellen.

Bitzius sagt es übrigens im Vorwort, daß er nur das bekämpfe, was er „die Sekte des Radikalismus, das eigentlich propagandistische und zersetzende Wesen desselben" nennt, und daß er darauf rechne, alle diejenigen Radikalen, deren radikale Politik nicht über die Grenzen der eigentlichen Politik gehe,

denen sein Kampf nicht gelte, und die bloß (irrigerweise) sich an diese übertreibenden und destruktiven Tendenzen anschließen zu müssen glaubten, um ihrem politischen Grundsatz nicht untreu zu werden, auf *seiner* Seite zu sehen, sobald sie dieses Sektenartige und mithin Tyrannische erkannt haben würden. Da das Buch, wie gesagt, während des heftigsten Parteistreites geschrieben wurde und Bitzius gleichsam den Feind vor den Toren sieht, so konnte es nicht fehlen, daß das politische Räsonnement, Reden und Betrachtungen, die dahin zielen, vorwiegen und auch in betreff von Sprache und Form vieles auszusetzen ist, was dem Verfasser den sarkastischen Vorwurf eines ostschweizerischen Rezensenten zuzog, daß er von jeder Bohnenstange den Weg zur Regierung, Staatskasse, Verfassung, kurz zur Politik zu finden wisse, daß sogar das „Salatanni" über Tourte und Almeras (die Genfer Nationalräte) schimpfe und das Ganze nur wie eine politische Flugschrift zu betrachten sei. Es hieße jedoch den poetischen und psychologischen Wert des Buches bedeutend unterschätzen, wenn man nicht mehr darin finden wollte. Trotz aller Politik, die dem „Zeitgeist und Bernergeist" allerdings seine Färbung gibt, wie sie damals auch das Leben des ganzen Kantons fast ausschließlich beherrschte, ist das Buch voll poetischen Reizes und von der frischesten Lebensfarbe und steht darin anderen Schriften von Bitzius wenig nach. So ist Ankenbenz einer der erfreulichsten und schönsten Figuren von Bitzius, voll Maß und Kraft, freilich mit jenem Zuge von Klugheit, die einem energischen Handeln für eine feste Überzeugung meist im Wege steht, aber ganz dem Charakter des ehrenfesten Bernischen Bauers entnommen ist. Benz wird übrigens hierin mehr als ergänzt durch seine Frau, Lisi, die Bäuerin, „die Kartätschen im Munde führt, und deren Worte nicht bloß durch Mark und Bein, sondern durch Dorf und Gau und über Berg und Tal gehen", die übrigens, da sie selbst die Sachen nicht auszufechten hat und ruhig zu Hause bleiben kann, die diplomatische Weise ihres Mannes gut ausschelten und

über Lässigkeit gut reden hat. Zu Lisis imperatorischer Natur steht dann wieder in trefflichem Gegensatz ihre Freundin Gritli, Hunghansens Frau; wie rührt uns das Seelenleiden, der verzehrende Kummer dieser nicht zum siegreichen Bestehen täglich wiederkehrender Kämpfe und Verdrießlichkeiten geschaffenen Natur! Wie wohl mögen wir diesem Gemüte, das „manches Jahr auf den Wellen gereizter Empfindungen unstet und ruhelos auf dem Meer des Lebens umhergetrieben worden", die endliche Ruhe und den Frieden der Versöhnung gönnen! Gritlis sanftes, einem Abendhauch ähnliches Sterben und die nachfolgenden Szenen sind Bilder von unendlicher Tiefe und Wahrheit. — Das junge Gritli und der junge Ankenbenz sind auch ein recht stattliches Paar, doch stehen sie mehr im Hintergrund, und ihre Liebe muß sich vor dem Getöse des politischen Treibens verstecken. Hunghans selbst ist ebenfalls sehr gut gehalten. Weder von Übertreibung noch von politischer Schadenfreude ist eine Spur bei dessen Zeichnung zu finden, so daß er uns fortwährend großes Interesse einflößt.

Der „Zeitgeist und Bernergeist" wird, in den Rahmen seiner Zeit gestellt und aus derselben erklärt, immer ein bedeutendes Buch bleiben, wenn auch mehr für den Berner selbst, für den es geschrieben ist, als für fernstehende Leser. Für den Berner ist es deswegen von Wichtigkeit, weil es Zustände und Erscheinungen fixiert und plastisch darstellt, die wieder verschwinden, und die für die Geschichte des Landes und für Politik und Psychologie überhaupt interessant sind. Wir erinnern nur beispielsweise an die Großratswahl und die komischen Zufälligkeiten und Mysterien derselben.

Wie den „Zeitgeist und Bernergeist", so traf auch das letzte größere Werk von Bitzius, nämlich „Die Erlebnisse eines Schuldenbauers", welches mit dem Jahre 1854, dessen Ende der Verfasser nicht mehr erlebte, herauskam, der Vorwurf, daß die Parteipolemik zu sehr darin vorherrsche, und daß die Konservativen

stets als die einzig Gerechten und Frommen, die Radikalen hingegen als Lumpen und Taugenichtse hingestellt würden, die nur den Schatten zum Gemälde hergeben müßten und die ersteren einzig an ihrem, wie Bitzius meine, doch wohlverdienten irdischen Florieren hinderten, also gleichsam die Rolle der bösen Geister spielten. Das wäre nun wirklich eine schlimme Sache, allein wir haben in dem Buche etwas ganz anderes gefunden. Vorerst hat dasselbe nicht, wie der „Zeitgeist", einen ausgesprochenen politischen Zweck. Die Politik ist gar nicht Hauptsache, sondern wird nur beiläufig hineingezogen, insofern Bitzius gegen die Staatseinrichtungen eifert, welche wegen zu weitgetriebenen Formalismus und strenger Trennung aller Befugnisse und Gewalten und wegen der daraus entstehenden Scheu aller Staatsbeamten, sich durch die kleinste Überschreitung dieser so abgezirkelten Befugnisse verantwortlich zu machen, den Ehrlichen, aber Unbehilflichen, namentlich den kleinen Besitzer, nicht mehr nachdrücklich in seinem Eigentum und seinen Rechten schützen und namentlich gegen Prellereien und Umgarnungen aller Art sich machtlos erweisen, welche ihm von Seite jener gefährlichen und in aller Herren Länder zahlreichen Klasse von gewissenlosen Spekulanten, habgierigen Geschäftsmäklern und Auftreibern drohen. Diese Klasse, die keinen Stand oder Beruf ausmacht, aber leider überall zu finden ist und von den Verlegenheiten bedrängter Schuldner, von dem Aufspüren und Ausbeuten fremden Unglücks oder dumm-gutmütigen Vertrauens lebt, hat Bitzius im „Schuldenbauer" aufs Korn genommen und zu zeichnen versucht. Solche Leute werden auch in bewegter und zwiespältiger Zeit am sichersten ihr Wesen treiben, und da sie sich die herrschenden Meinungen und Phrasen aneignen und sich in den Mantel der jeweilen geltenden politischen Redensarten hüllen, so werden sie hie und da zu einiger Bedeutung gelangen, und wer dann ihr Treiben entlarvt und aufdeckt, den werden sie für einen Volksfeind und Aristokraten und „Störer des Freundschafts-

bundes" ausschreien, während er bloß die Torheit vor der Arglist warnen und den Ehrlichen und Fleißigen die Schlingen und Gefahren zeigen will, die auf die Früchte ihres Fleißes und auf ihre Zukunft lauern. Der Zweck des „Schuldenbauers" ist also, auf diese häufige Quelle von Verarmung und Unglück aufmerksam zu machen und den Staat auch auf diesem Gebiete zum Aufsehen zu mahnen und seine Unterstützung zu verlangen, die er dadurch leisten solle, daß er „ein klar Recht über dem Volke aufstelle, einfach, ähnlich Gottes Wort, verständlich auch den Unmündigen, und daß dieses Recht von einer wackeren Hand verwaltet werde, die allen sichtbar, allen fühlbar sei". (Forderungen, die freilich leichter zu stellen als zu erfüllen sind.) Das Buch hat demnach einen allgemein patriotischen, gemeinnützigen Zweck, und Männer aller Parteien können aus demselben lernen und zu fruchtbaren und ernsten Betrachtungen angeregt werden.

Der „Schuldenbauer" ist eine Art Gegenstück zu „Uli", der aus einem Knecht Pächter und zuletzt Bauer wird, während Hans Joggi von einem freilich mit Schulden belasteten Bauer wieder zum Pächter heruntersteigt, wenn man dies ein Heruntersteigen nennen will, da seine Lage in der Wirklichkeit dadurch gebessert wird. Bitzius hat uns anderswo einen Schuldenbauer anderer Art vorgeführt. Sepp, der Nägelibodenbauer in der „Wehfreude", ist in ähnlichen Umständen gewesen wie Hans Joggi, aber ihn bringt seine ganz andere Persönlichkeit, seine Klugheit, Zähigkeit, Ausdauer, sein selbständiges Urteil in allen Dingen über die Gefahren hinweg und hält die Schlingen von ihm fern, in welche Hans Joggi durch seine Blödigkeit, seinen gänzlichen Mangel an Menschenkenntnis, seine geistige Beschränktheit und Nichtanstelligkeit überhaupt verstrickt wird. Hans Joggi hätte sich jenen Sepp zum Muster nehmen können. Man ärgert sich vielfach über seine gar zu große Einfalt. Denn da ist schwer helfen und verhüten. Wider den Unverstand und die Urteilslosigkeit und ihre Folgen ist nun einmal kein Kraut gewachsen.

Wer, um sich Rats zu erholen, aus Blödigkeit, oder weil er einen Gang scheut, statt zu soliden und rechtlichen Berufsleuten zu Spitzbuben und Betrügern geht und den sich aufdringenden Winkelgeschäftsmann allen anderen vorzieht, der hat am Ende den erlittenen Schaden sich selbst beizumessen. Goethe sagt zwar sehr schön in seiner „Natürlichen Tochter":

Was ist Gesetz und Ordnung, können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen?

Allein keine Staatsordnung hat noch eine Panazee erfunden gegen diesen täglichen und kleinen Krieg der Schlauen und Eigennützigen mit den Einfältigen und allzu Vertrauenden, und wer es unternehmen wollte, die Staatsgewalt so weitreichend und überallhin eingreifend zu machen, daß alle Hans Joggi vor dem Übel bewahrt werden könnten, müßte eine Polizeigewalt und einen Apparat von väterlichen Zwangsmaßregeln herstellen, deren Nachteile den gutgemeinten Zweck wirksameren Schutzes der Beschränkten und geistig Unmündigen bei weitem überwiegen und des Übels mehr schaffen würden, als vorher war, nur in einer anderen Richtung. Gesetze können hier so wenig alles tun als deren Vollzieher. Sie müssen den Bürger seiner eigenen Klugheit, dem Instinkt der Selbsterhaltung überlassen. Sie können nicht für ihn sehen, wachen, ratschlagen.

Der „Schuldenbauer" ist seiner Anlage und seinem Zweck nach, wie der „Bauernspiegel", „Dursli", „Der Geltstag" und andere Schriften von Bitzius, ein Schattengemälde. Der Verfasser sagt es im Vorwort selbst, das Buch sei geschrieben aus Erbarmen für die Ehrlichen und Fleißigen, und zwar *mit Pein geschrieben; denn wohl werde es einem nicht in dieser trüben Luft.* Hierin liegt der Hauptcharakter und die ernste Bedeutung desselben. Bitzius gibt zwar die Heilmittel für die „in den Erlebnissen eines Schuldenbauers" geschilderten Gebrechen im Staatsleben nicht an und könnte dies auch nicht. Denn von vielem, welches da gerügt wird, und was

wir beklagen, können wir doch nur mit dem englischen König Heinrich sagen:

Sind dies Notwendigkeiten,
Ertragen wir sie als Notwendigkeiten!

Gleichwohl müssen wir gerade in diesem Buche von sehr unerquicklichem Inhalt den Freimut bewundern, mit welchem Bitzius gegen diese mehr in der Tiefe liegenden Übel und Zustände zu Felde zieht, er, der einzelne, nur in privater Stellung Stehende, der nur seinem Drange folgt, Ungerechtigkeit zu bekriegen, wo sie auch sich zeige. Wir können dem Dichter unsere Hochachtung und unsere herzliche Teilnahme nicht versagen, der hier fast mehr als in einem anderen seiner Werke zum wirklichen Jeremias wird, „den des Volkes jammert", der ein so warmes Herz für das Volk hat, und der besonders die Armen, die Schutzbedürftigen, die Einfältigen, die der Versuchung und der Betrügerei allerwärts Ausgesetzten durch die ungeschminkte, wahre Darstellung ihres von so vielen Seiten umlauerten und bedrohten Lebens warnen oder die Macht des Staates zu ihrem wirksameren Schutz aufrufen möchte. Bitzius ist ernst, wie der alttestamentliche Prophet, er zürnt wie ein Jeremias oder Jesaias; aber dieser Zorn ist zugleich ein klagender, ein Zorn des tiefsten Mitgefühls, einer Liebe zum Volke, die sich nicht erheucheln läßt, und zwar zum lebendigen, handelnden, duldenden, arbeitenden Volke.

Es ist rührend, ihm zu folgen, wenn er uns die Schicksale und Erlebnisse dieser braven, aber gedrückten Familie schildert; mit wie liebevoller Sorgfalt hat er alles einzelne ausgespäht und die tausend kleinen Züge aufbewahrt, die auch dem Leben dieser Menschen Physiognomie und Farbe verleihen! Wie greift nicht zum Beispiel der Tod des kleinen Hans Üleli in das Leben dieses Hauses ein! Wie gut weiß Bitzius diesen unverdrossenen Mut und die felsenfeste Ehrlichkeit zu schildern, welche die Familie dieses Schuldenbauers durch die Klippen und Stürme ihres oft so trost- und aussichtslosen Lebens hindurchsteuern, eines

Lebens, von welchem fürwahr auch „was köstlich daran war, Mühe und Arbeit gewesen".

Es ist, als ob Bitzius in diesem letzten Buch den Ärmeren und Gedrückten im Volke ein Vermächtnis seines warmen Herzens für sie hätte hinterlassen wollen. Das Buch ist in der Tat wie mit seinem Herzblut geschrieben, und des Traurigen ist weit mehr als des Erfreulichen. Doch mildert der Schluß der Erzählung, die bessere Aussicht für des tüchtigen und fleißigen Hans Joggis Zukunft, die trübe Empfindung, die uns das Ganze wohl zu geben geeignet ist.

Die „Erlebnisse eines Schuldenbauers" haben eine gewisse Wahlverwandtschaft mit dem „Geltstag", der ein ähnliches Thema behandelt und ebenso unerquickliche Dinge beschreibt. Doch ist zwischen beiden der große Unterschied, daß im „Geltstag" der selbstverschuldete Ruin auf der Gnepfi unser Mitleid nicht gewinnen kann, und daß man von Steffen und Eisi sagen muß: ihr habt es so gewollt, während dies beim „Schuldenbauer" ganz umgekehrt ist, indem er unsere Sympathie in hohem Maß durch seine Tüchtigkeit und Beharrlichkeit in Anspruch nimmt, wenn wir uns auch vielfach über seine Leichtgläubigkeit und Blödigkeit ärgern.

Wir sind nun unerwartet und allmählich ans Ende der schriftstellerischen Laufbahn von Bitzius gekommen und stehen leider auch dem Ende seines reichen Lebens nahe, von dessen letzten Tagen uns einzig noch zu erzählen übrigbleibt. An dieser Stelle angelangt, gewärtigen wir wiederholt den Vorwurf, daß wir von seinem Leben (außerhalb des schriftstellerischen Wirkens), das man nicht kenne, zu wenig, von seinen Schriften, die man ja schon kenne, zu viel gesprochen. Allein wir wiederholen es auch hier: seine Schriften sind sein Leben selbst, sind wenigstens das einzig Merkwürdige in demselben, da dessen ebener Verlauf dem klaren Bache gleicht, in welchem man jeden Kiesel zählen kann, und welcher nie trübe oder aus seinem natürlichen Flusse hinaus=

gedrängt oder verschüttet wird. Der Mann selbst wird durch seine Schriften vollkommen durchsichtig, und der eingeschlagene Weg reut uns so wenig, daß wir bezeugen können, wie es uns oft viel gekostet, bei einzelnen Schriften nicht länger zu verweilen. Wir mußten uns von einzelnem mit Gewalt losreißen und haben auch, um nicht zu weit geführt zu werden, eine Menge kleinerer schriftstellerischer Produkte nicht erwähnt, über die noch manches zu sagen gewesen wäre. Um diese letzteren jedoch nicht ganz zu übergehen und ihre Bedeutung nicht zu gering anzuschlagen, werfen wir am Schlusse noch einen flüchtigen Blick auf die „Erzählungen und Bilder", die, aus verschiedenen Zeitepochen herstammend, in fünf Bänden gesammelt worden sind, von welchen der letzte erst nach des Verfassers Tode herauskam. Diese Erzählungen sind vom verschiedensten Inhalt und Gepräge, bald sehr ernst, bald heiter und burlesk, mithin auch sehr ungleich an Gehalt und Tiefe, viele unbedeutend, einige von großer Bedeutung. Frische Lebensluft weht in allem. Wir werden nur einige aus der Masse herausheben, die uns zu den vorzüglichsten zu gehören scheinen und den meisten dichterischen Wert haben.

In dieser Beziehung verdient zuerst „des Großvaters Sonntag" genannt zu werden, in welcher Erzählung Bitzius den kühnen Gedanken zu verwirklichen schien, die ernsteste der Szenen, die des Sterbens, mit dem ruhigen Glanz und der Heiterkeit einer Idylle zu umgeben. Alles ist unvergleichlich schön. Herrlicher kann die Sonne des Lebens nicht untergehen. Es ist der lange nachklingende, letzte Ton einer Glocke, und wir lauschen sinnend diesem letzten Verklingen zu. Wer des „Großvaters Sonntag" einmal gelesen, kann ihn nie wieder vergessen. — In anderer Weise ist „Das Erdbeeri-Mareili" ein so duftiges, so ätherisches Bild, daß wir fast nicht mehr auf der Erde zu weilen glauben und die höhere Liebe dieser beiden Frauenseelen, das stille und ungekannte Leben der einen für die andere, als das reinste Glück empfinden, welches zwei so reinen Herzen wie dieser Mädchen zuteil werden kann.

„Elsi, die seltsame Magd“ ist wiederum eine Erzählung anderer Art, so tief und doch so einfach angelegt und von so poetischen Momenten durchzogen, daß Gottfried Keller mit Recht sagen konnte, sie sei wert, an innerem Gehalt „Hermann und Dorothea“ an die Seite gesetzt zu werden. Nur ist hier der Ausgang ein tragischer. Der Untergang des alten Bern im unglücklichen Kampf gegen die französische Republik ist der große Hintergrund der erzählten Geschichte, in dessen greller Beleuchtung wie in einem blutroten Schein das Bild sich verliert. Elsi ist eine wahrhaft tragische Heldin und ihr Christen nicht weniger ein ihrer würdiger Held.

Im Gegensatz zu „Elsi“ atmen die Erzählungen „Wie Joggeli eine Frau sucht“ und „Michels Brautschau“ (die Geschichte: wie Christen eine Frau gewinnt, die ebenfalls hierher gehört, haben wir schon früher genannt) den heitersten und schalkhaftesten Humor, sind durch und durch erquicklich und im muntersten Volksgeist eingetaucht. Die erstere Erzählung: „Wie Joggeli eine Frau sucht“ ist sogar zu einem höchste Lachlust erregenden und das Zwerchfell erschütternden Operntext benutzt worden, den man der Merkwürdigkeit wegen hinter der Erzählung abdrucken sollte, um den Unterschied zwischen reiner Natur und reiner Unnatur recht in die Augen springen zu machen. Die Tatsache beweist übrigens, wie sehr „Jeremias Gotthelf“ und sein „Genre“ in die Mode gekommen war, und wir wundern uns nur, daß es keine Damen=kleider „à la Jeremias Gotthelf“ gegeben hat. Die Derbheit seiner Schreibart scheint ihm übrigens beim schönen Geschlecht durchaus nicht geschadet zu haben. Sie war eben neu und saftig.

Von großer psychologischer Feinheit ist „der Besuch“, welcher ein wegen Lumpereien beginnendes Zerwürfnis zwischen jungen Eheleuten zum Gegenstand hat, welches dann von der klugen Mutter der jungen Frau noch zeitig gehoben wird und in der lokalen Verschiedenheit der Sitten zwischen den Heimatgegenden der Eheleute wurzelt. Bitzius schaut hier wieder recht ins mensch=

liche Gemüt, namentlich ins weibliche. Das Thema dieser höchst anmutigen Erzählung enthält einige leichte Züge von „Geld und Geist" und ist demjenigen dieses Buches ähnlich; aber das aufsteigende Gewölk im „Besuch" ist nur leicht und wird glücklich wieder zerteilt, ehe es drohend und schwer am Horizonte sich sammelt.

Der „Besenbinder von Rychiswyl" und „Bartli der Korber" sind vortreffliche Zeichnungen von Originalcharakteren, und namentlich rechnen wir den letzteren, Bartli, unter die schwierigsten und gelungensten Charaktere, die auf Bitzius' unendlich reicher Bühne sich tummeln. Beides sind Sonderlinge aus der streng arbeitenden und erwerbenden Klasse, denen ihre Berufs- und Lebensweise ein ganz originelles Gepräge aufgedrückt hat. Sie werden als Muster von ausharrendem Fleiß und unermüdlicher Arbeitsamkeit hingestellt, und das Leben eines jeden, besonders Bartlis, wird uns von Bitzius in seinen kleinsten und tiefsten Falten meisterhaft auseinandergelegt.

Sehr ernste und erschütternde Erzählungen sind „Segen und Unsegen" und „Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern usw.", während „der Oberamtmann und der Amtsrichter" und „die Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler" aus leichterem Stoff gewebt sind und als politische Genrebilder aus ganz verschiedenen Zeiten gelten können und als solche Bedeutung haben, weil Bitzius auch hier wie überall die Leute und Dinge in ihre wahre natürliche Umgebung versetzt und die Zeit durch kleine Züge plastisch, und wie sie wirklich war, darzustellen weiß, ohne seine dichterische Freiheit allzusehr zu beschränken.

Auch „Der Besuch auf dem Lande" und „Der Ball" sind, wenn auch unbedeutender, doch charakteristische und besonders für den Berner interessante Lebensskizzen. Der „Ball" zog dem Verfasser von seiten eines deutschen Kritikers den lächerlichen Vorwurf zu, er habe durch diese Erzählungen die Städterinnen persiflieren wollen und seine Rosalie Gelblächt höchst ungerechter-

weise zu deren Repräsentantin gemacht, ein Vorwurf, der kundigere Leser des „Balles" gewiß sehr belustigen wird.

Wir können an dieser Stelle nicht umhin, es zu bedauern, daß Bitzius uns nicht mehr solche Genrebilder aus früherer Zeit, wie „Der Oberamtmann und der Amtsrichter" eines ist, geliefert hat, weil man aus solchen Erzählungen die Physiognomie einer bestimmten Zeit weit besser kennen lernt als aus allen offiziellen Staatsberichten und Protokollen. Für ein paar solche mit Sorgfalt geschriebene Lebensbilder würden wir viele unbedeutendere Produkte hingeben, die er im Drange von Bestellungen und Nachfragen zutage fördern mußte. Es ist in mancher Beziehung als eine Kalamität zu betrachten, daß Bitzius, als er einmal in die Mode gekommen war und jedermann einen Artikel von ihm in seiner Bude haben wollte, durch dies allseitige Drängen, dem er nicht widerstand, sich oft in einen wahren Notzustand versetzen ließ, in welchem von ruhigem Schaffen und sorgfältiger Behandlung des Stoffes nicht mehr die Rede sein konnte. Da wurde er für Almanache, Zeitschriften, Kalender aller Art in Requisition gesetzt. So lieferte er Aufsätze in die „Elsässischen Neujahrsblätter", in das „Deutsche Leben" von Pröhle, in die Volkskalender von Nieritz, Steffens, Hofmann, ferner in die „Schweizerischen Alpenrosen", in die Illustrierte Zeitschrift für die Schweiz", in Reithards Kalender, in den Berner Kalender, solange dieser erschien, und in das „Berner Taschenbuch". Da mußte es wohl oft etwas fabrikmäßig zugehen. Er hätte wohl besser getan, solche Zudringlichkeit zuweilen zurückzuweisen und „Herr seiner Zeit und König seiner Stunden" zu bleiben. Der Vorwurf eines schweizerischen Kritikers in einem Tagblatt, daß Bitzius, der immer von der soliden guten alten Zeit spreche, so mit beiden Füßen in diese leichtfertige, moderne Buchmacherei hineinspringe, wäre dann auch in bezug auf diese kleineren literarischen Produkte unverdient gewesen, wie er es, was die größeren Werke anbetrifft, jedenfalls ist. Die Gewöhnung des Arbeitens auf Bestellung und Termine ist für

Produkte, die etwas mehr als Handwerksarbeit sein sollen, sehr nachteilig, was schon große Genies durch Minderung ihres schriftstellerischen Ruhmes erfahren haben. Auf der anderen Seite wollen wir aber auch nicht verkennen, daß wir solchem äußeren Sporn vielleicht manche anmutige oder ernste Erzählung verdanken, welche sonst ungeschrieben geblieben wäre.

Wir erwähnen zuletzt noch der „Frau Pfarrerin", dieses einfachen Lebensbildes, das uns gerade durch seine Harmlosigkeit und sein unschuldiges Genügen rührt. Da diese Erzählung die letzte schriftstellerische Arbeit von Bitzius war, die sich bei seinem Tode im Manuskript vorfand, so hat man darin Bezüge auf die Seinigen und das Vorgefühl eines nahen Todes finden wollen; und es war natürlich, daß man die wehmütige Stimmung, in welcher man dieses kleine Vermächtnis des gefeierten Mannes, dessen Mund nun für alle verstummt war, durchflog, in die Erzählung selbst hineintrug. Wir glauben indessen nicht, daß Bitzius dabei solche bestimmte Vorgefühle gehabt, und sein Freund Fröhlich, der schweizerische Dichter in Aarau, hat wohl recht, wenn er in seinem trefflichen Aufsatz „Aus Jeremias Gotthelfs Leben" (der den fünften Band der „Erzählungen und Bilder" einleitet, und den wir allen Freunden des Verstorbenen empfehlen möchten) sagt, er habe die „Frau Pfarrerin", soviel sich aus den Umständen schließen lasse, allerdings nicht im Gefühl, daß es seine letzte Schriftstellerarbeit sei, auch nicht in irgendeiner unmittelbaren Beziehung auf die Seinigen geschrieben, und dieselbe sei zunächst für die „Alpenrosen" bestimmt gewesen. Doch könne er sie auch nicht geschrieben haben, ohne im allgemeinen an das Los einer Predigerwitwe zu denken. „In der Erzählung scheint uns noch ganz Bitzius' munterer Geist zu wehen, aber das stille Genügen, das harmlose Leben der guten Frau und besonders ihre Vereinsamung nach dem Tode des Mannes hat etwas an sich Rührendes und bekundet, wie ein Deutscher sich schön ausdrückt, von neuem das große Talent des Verstorbenen, ‚der sich

so gerne in das Leben Verlassener und Armer versenkte, um es mit dem Zauber der Poesie zu schmücken'."

Nachdem wir nun mit dem Schriftsteller die eilende Bahn, die mit seinem Leben eins war, durchlaufen, haben wir von diesem Leben selbst noch zu erzählen. Einzelne Bilder aus demselben sind der lesenden Welt schon bekannt. Wir nennen hier vorzüglich den bereits angeführten Aufsatz von Fröhlich: „Aus Jeremias Gotthelfs Leben" und die kleinere Skizze: „Die Pfarre in Lützelflüh", erschienen im „Magazin für die Literatur des Auslandes", 4. und 7. Mai 1850, ein ebenfalls höchst anmutiges und getreues Bild aus dem Leben von Bitzius, das namentlich seine patriarchalische Seite schildert.

Wir begegnen in der Tat vor allem dem schönen Familienleben von Bitzius, dessen Widerschein überall in seinen Schriften zu finden ist, und in demselben nimmt seine treffliche und liebenswürdige Gattin die erste Stelle ein. Die bescheidene Frau möge uns verzeihen, wenn wir hier ihrer erwähnen; allein das Bild von Bitzius' Leben würde eine wesentliche Lücke enthalten, wenn wir die stille, aber mächtige Wirkung übersähen, welche sie auf ihre Umgebung, besonders aber auf ihren Mann ausübte, eine Wirkung, die, da sie an seinem *ganzen* Leben den innigsten Anteil hatte, auch in seinen Schriften nicht zu verkennen ist. Dieser Einfluß ist zwar nicht von der Inspiration der Gedanken und Gesichtspunkte zu verstehen, die ihm einzig angehören; allein er machte sich geltend in der Beurteilung so manchen Verhältnisses, indem das heiße Feuer des für Recht und Volkswohl glühenden Schriftstellers temperiert, gemildert wurde durch die der Wärme nicht im geringsten entbehrende Besonnenheit der Gattin, die in zurückhaltender und doch bestimmter Weise auf scheinbare Widersprüche aufmerksam zu machen, zu schroffe Kanten weicher zu machen, Übersehenes hervorzuheben wußte. Frau Bitzius war keine gelehrte, aber eine gebildete, sehr richtig fühlende Frau von feinem Urteil und schöner Weiblichkeit, ganz dazu gemacht,

die stete und treue Ratgeberin eines solchen Mannes zu sein, der auch auf ihr Urteil ungemein viel gab, ihren ganzen Wert erkannte, so daß wohl kein Werk von ihm ohne ihre Billigung den Lauf in die Welt angetreten haben mag. „Die innige Verbindung zwischen beiden Gemütern" (so schreibt uns ein dem Hause sehr nahe Stehender), „wie sie inniger zwischen Mann und Frau nicht gedacht werden kann, machte sie beide ebenso fähig, Rat zu erteilen, als Rat anzunehmen, und bewirkte, daß keines seine eigene Ehre suchte. Sie waren eben so durch und durch eins, hatten sich so sehr eins ins andere hineingelebt, daß ein Klang des einen sofort das entsprechende Echo im andern fand. Niemand hat daher Jeremias so völlig, so durch und durch verstanden in all seinem Dichten und Trachten als gerade seine Frau, und er selbst würde, wenn er noch lebte, ihr diese oberste Stelle unter allen Verwandten und Freunden vindizieren. Auch verraten ihre Urteile über Jeremias Gotthelfs Schriften im ganzen und einzelnen, ihre Bemerkungen über diesen oder jenen Passus, ihre Aufschlüsse über den Grund dieser oder jener Ansichten, daß sie nicht nur eingeweiht, oft ausschließlich eingeweiht in alles und jedes war, sondern auch ein klares Verständnis und Einsicht in alle diese Dinge hatte." — Ihr Einfluß, der vielleicht ein um so größerer war, je mehr ihr zurückhaltendes und sich bescheidendes Wesen ihn verbarg, darf daher ein sehr bedeutender genannt werden. Und hätten wir kein anderes Zeugnis von der stillen Wirkung, die von ihr ausging, so würden diese Wirkung jene zarten und tiefen Frauengestalten bezeugen, die wir in Bitzius' Werken antreffen, und von denen wir fürwahr mit dem Dichter sagen können:

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte.
Ich weiß es, sie sind ewig; denn sie sind.

Wie hätte unser Dichter diese tiefen und seelenvollen Bilder schaffen können, wenn er nicht ihre urbildliche Gestalt in lebendiger Nähe hätte schauen und aus den Tiefen derselben immer neu

hätte schöpfen können! Wenn uns daher diese edlen Frauengestalten von Bitzius als verhältnismäßig höherstehend und idealer als die Männer erscheinen, wenn das Schönste, Erhabenste, Christlichste durch den Mund von Frauen ausgesprochen wird, so seien wir auch der würdigen Frau eingedenk, die unbewußt an diesen Gestalten einen so großen Anteil haben mochte. Denn Bitzius wußte solchen Reichtum zu schätzen und sich anzueignen. Er gehörte zu den Männern,

die erkennen konnten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren mag.

Unter solcher Eltern Leitung mußten auch die Kinder wohlgedeihen. Bitzius war ein guter Pädagog und ein sehr einsichtiger Vater. Er führte sie mit Ernst, aber liebevoll. Sie waren seine Freude, und er begleitete all ihr Tun und Treiben Schritt für Schritt, es selbst gleichsam mittuend und mittreibend, aber ohne ihre freie Entwicklung zu hemmen. Die Kinder waren unter sich sehr ungleich. Er ließ jedes in seiner Eigentümlichkeit gewähren und tat dem Naturell von keinem Gewalt an. Milde und Freundlichkeit war der herrschende Ton dieses Hauses, ohne daß die Zucht im geringsten darunter litt. Sein einziger Sohn Albert, jetzt ein eifriger und hoffnungsvoller Studiosus der Theologie, mußte früh das väterliche Haus verlassen und das Waisenhaus im benachbarten Burgdorf beziehen, weil der Vater von der Ansicht ausging, daß ein Knabe nur unter Knaben zur rechten Gesundheit gelange. Die beiden Töchter hingegen wurden zu Hause behalten und erzogen. Die jüngere war besonders lebhaft, und ihr Vater ergötzte sich oft an ihren witzigen Einfällen und naturwüchsigen Bemerkungen und schrieb einmal seinem Freund Maurer, wie er die Kritik seines ganzen Hausstandes über sich müsse ergehen lassen, wie auch seine Kinder daran teilnähmen, und „wie sein Jüngstes Präsident in diesem Gerichtshof sei".

Auch Bitzius' bereits erwähnte ältere Schwester Marie brachte jeden Sommer in Lützelflüh zu und war ihm eine liebe Hausgenossin, die den freundlichen Familienkreis vergrößerte und verschönerte, von dem jeder, der ihm nahekam, ein heiteres, unvergeßliches Bild bewahren wird. Ein Geist gegenseitiger Liebe, fröhlicher Geselligkeit, maßvoller Ordnung ohne Pedanterie durchdrang alles, und wenn Bitzius in seinen Schriften Haus und Familie mit einem so schönen und freundlichen Glanz umgibt, so war eben sein Haus und seine Familie von solchem Glanze häuslicher Tugend erhellt und das Leben in diesem Pfarrhause ein wahrhaft köstliches, glückliches Leben.

Die Lebensweise von Bitzius war ebenso geordnet als einfach, und wie selten er dies eingewohnte und einförmige Geleise verließ, beweist am besten die für seine Gewissenhaftigkeit als Pfarrer rühmliche Tatsache, daß er während fünfzehn Jahren ein einziges mal für sich predigen ließ, wie denn auch seine seltenen und kurzen Ausflüge und Reisen meist in die spätere Zeit fallen. Seine Tagesordnung war geregelt, jedoch ohne die geringste Pedanterie. Er war ein ebenso vortrefflicher Benutzer der Zeit für sich als freigebig mit der Verwendung derselben für andere. Er stand des Morgens sehr früh auf, frühstückte schon um sechs Uhr und bereitete den Kaffee für das Familienfrühstück selbst, so daß, wenn er Besuch hatte, der Gast, der etwa frühmorgens abreisen wollte, immer seinen heitern Wirt selbst bereits im Eßzimmer mit dieser patriarchalischen Operation beschäftigt fand. Die guten Morgenstunden aber bis elf Uhr waren der Arbeit gewidmet, und Bitzius liebte es nicht, vor dieser Stunde in seinem Tagewerk gestört zu werden, wenn er auch nie eine Audienz abwies. Beim Mittagessen liebte er behaglich zu verweilen. Der Nachmittag war leichteren Amtsgeschäften oder den Gängen in Schulen und Häuser oder nach der ihm so sehr am Herzen liegenden Armenanstalt zu Trachselwald, ferner Besuchen oder während der „Saison" dem Empfangen von solchen gewidmet. Auch der

Abend, welchen nach alter Berner Sitte ein späteres Nachtessen schloß, blieb der Geselligkeit, dem Lesen von Zeitungen oder Zeitschriften oder anderer Lektüre vorbehalten. Bitzius arbeitete am Abend grundsätzlich nicht, indem er behauptete, die künstliche Aufregung und die gesteigerte Nerventätigkeit, die diese Zeit mit sich bringe, seien dem schriftstellerischen gesunden Schaffen nicht günstig. Man kann daher mit Wahrheit sagen, die Werke von Bitzius seien alle in der Frische des Morgens geschrieben, vom frischen Morgenhauch durchweht. Bitzius hat diesen Grundsatz im Leben stets festgehalten. Er durchwachte auch nie Nächte zum Arbeiten. Seine Werke sind demnach auch in diesem Sinn in unbegreiflich kurzer Zeit entstanden, indem er nur bestimmte Stunden darauf verwendete. Nur seine staunenswerte Leichtigkeit im Produzieren hat dies möglich gemacht. —

Seine Erholungsstunden wurden, namentlich in der schönen Jahreszeit, reichlich ausgefüllt durch sein liebevolles Interesse für Haus- und Landwirtschaft, für Feld und Garten, Obstwuchs und Blumenflor und für alle die tausend kleinen Dinge, die das Leben auf dem Lande und in ländlicher Umgebung für den zufriedenen und genügsamen Geist so anmutig, belebend und fruchtbar machen. Besonders galt den Blumen seine Pflege und Aufmerksamkeit: er nahm großes Interesse an der Kultur neuer Blumen und Gartengewächse. Auch die Tiere liebte er sehr. Er hatte eine Lieblingskatze und fütterte seine Fische und auch seine Hühner täglich selbst. Alles war stets in bester Ordnung; die Wirtschaft in Scheune und Feld ließ nichts zu wünschen übrig. Er war, wie der griechische Dichter sich wünscht, im kleinen klein und bewahrte sich so den Sinn dafür, im großen groß zu sein. Bitzius war früher ein sehr rüstiger Mann, der die Gänge aller Art, weitere und kürzere, sehr liebte. „Er war, wie es in dem Aufsatz: ‚Die Pfarre von Lützelflüh' heißt, eine markig gedrungene Gestalt von mehr als mittlerer Größe, kerngesundem, durch keine Lukubration gebleichtem Antlitz und gedankenreicher

Stirn. So war auch seine Rede: ernst und gewichtig, ohne Wortreichtum, wie eines Mannes Rede, auf dessen Lippen nichts Kleinliches Platz findet, dabei mild, biederherzig, anregsam, Vertrauen um Vertrauen tauschend." — Besonders hell und klar war sein Auge, das die Menschen und Gegenstände zu durchdringen schien, ohne im geringsten etwas Lauerndes oder Auskundschaftendes zu haben. Man könnte sagen, es sei klar gewesen wie seine Seele. — Auch sein Kopf mit den schwarzen krausen Haaren war ein männlich schöner. Bitzius liebte das Einfache und Prunklose in allem, was ihn umgab. So war auch sein Studierzimmer so einfach als möglich ausgestattet. Fröhlich beschreibt dasselbe in dem angeführten Aufsatz „Aus Jeremias Gotthelfs Leben": „Es war ein Zwischenzimmer im ersten Stock des Pfarrhauses, mit einem einzigen Fenster gegen Mittag, von welchem aus man zwischen den Bäumen hindurch ins nahe Pflanzland, über einige Häuser weg auf jenseitige Hügel und Wälder sieht, über welche mit seinem leuchtenden Schnee und seinen schwarzen Felswänden der Eiger hereinblickt. Jeremias einfacher Arbeitstisch war von der Aussicht abgewendet und gegen die Wand gekehrt, als wollte sich der Arbeitende von dem Reiz der Aussicht nicht zerstreuen und von anderen ihm vor der Seele schwebenden Bildern nicht abbringen lassen." Auf einem Stuhl neben ihm lagen Parochialbücher, und Fröhlich bemerkt, „daß unter diesen eins mit besonders glänzendem Goldschnitt gewesen, das Buch, aus welchem er auf der Kanzel die Eheverlöbnisse verkündete; durch diese freilich unbedeutende Äußerlichkeit habe er wohl zu verstehen geben wollen, es sei dies auch ein Buch des Lebens, und es sei nicht eine leere Förmlichkeit, in dasselbe aufgeschrieben und aus demselben verkündet zu werden". Auch lag neben ihm die Bibel aufgeschlagen, „durch und durch, aber besonders auch in ihren Propheten viel gelesen" (wie Fröhlich bemerkt). — So war das schlichte Studierzimmer beschaffen.

Bitzius liebte am meisten die kleinen, vertrauten Kreise, und

nichts ging ihm über ein trauliches Gespräch mit einem guten Freund. Ein solches fehlte ihm nie. Lützelflüh selbst bot ihm solchen befreundeten Umgang. Besonders waren es die Brüder Geißbühler, angesehene, höchst einsichtige und wackere Männer, mit denen er, namentlich mit Herrn Ulrich, fortwährend im vertraulichsten Verkehr stand und so manche freundliche Stunde verplauderte. Beide waren, wie Bitzius, Freunde und Kenner des Volkes, in Geschäften erfahren und teilten Bitzius' Ansichten und Gesinnungen. Er unterhielt sich auch oft, namentlich mit Herrn Ulrich Geißbühler, über seine Schriften, teilte ihm alle Manuskripte seiner Werke mit und wußte seine Bemerkungen, seine genaue Kenntnis des Volkslebens und der Volkszustände gehörig zu würdigen. Sein Tod ließ beiden Brüdern eine nie zu ersetzende Lücke zurück. — So war ihm Freundesgespräch eine liebe Erholung, und wer das Pfarrhaus zu Lützelflüh kennt, weiß, wie viele Schattenplätzchen in der schönen Jahreszeit sich für solche engste Kreise und Gespräche darboten. Die Stunden, die Bitzius entweder im Kreis seiner Familie zubrachte oder mit einem oder zwei Freunden des Hauses, waren wohl seine glücklichsten. — Allein sein Haus war längst nicht mehr die stille, abgeschlossene Pfarrerswohnung, sondern es war eine auch so vielen ferne in der weiten Welt Wohnenden und Fremden bekannte Stätte geworden, nach welcher in der Reisejahreszeit so mancher pilgerte, um den Mann kennenzulernen, der durch seine Schriften sein Vertrauter, der Erheiterer seiner freien Stunden, der Mitdenkende seiner Gedanken und der Mitfühlende seiner Gefühle geworden war. Die Gastfreiheit, die in diesem Hause wohnte, die schöne, freie, wohlwollende Simplizität, die dort den Eintretenden empfing, ist einer der schönsten Züge in Bitzius' Wesen. Sie fließt von jenem inneren Wohlwollen aus und zeigt die freie harmonische Natur an, welche der Welt und den Menschen einen Reichtum von Wärme und Leben entgegenbringt, den die Einsicht des Schlimmen in der Welt nicht ver-

kümmern, nicht mindern oder erstarren lassen kann. Der Besuch von Fremden und Bekannten war im Sommer ein sehr häufiger, und Bitzius war allen ein so freundlicher Wirt, man fühlte sich in diesem Pfarrhause so heimisch, die Unterhaltung war so belebt, so geistreich und ungezwungen, daß mancher, der, aus weiter Ferne kommend, die Heimat von Jeremias Gotthelf nicht leicht wiederzusehen hoffen konnte, mit bewegtem Herzen diese gastliche Schwelle verließ. Man konnte an jenes Haus von Stauffacher denken, das, jedem offen, an der Straße stand, und in welchem Friede, Freiheit und Mannlichkeit wohnte. Der Verfasser dieser Biographie gedenkt noch der Szene eines solchen Fremdenbesuches, die zu seinen anmutigsten Erinnerungen gehört. Es war ein herrlicher Sommersonntag vor etwa sechs Jahren, einer jener Sonntage, wie sie so oft in Bitzius' Schriften geschildert werden, im ganzen Glanze der Natur und der feiernden Menschenwelt. Bitzius hatte schön über die pharisäische Anschauung des Sonntags gepredigt, und ein schönes Gellertlied, vom gemischten Chor der Jugend gesungen, hatte die kirchliche Feier beschlossen. Nach schnell verflogenem Morgen saßen wir am Mittagsmahle, als ein Fremder sich meldete, der sogleich herein beschieden wurde. Es war ein junger Maler aus Lübeck, der auf einem Ausflug nach Süden die Schweiz durchwanderte und sich sofort bei Bitzius als einen seiner eifrigen Leser einführte. Er sprach die lebhafte Befriedigung aus, den Schriftsteller persönlich zu sehen, dessen Schriften er, wie er sagte, so oft an den langen Winterabenden in befreundetem Kreis in der fernen Ostseestadt vorgelesen habe, und der durch diese Schriften ein lieber Bekannter geworden. Man besprach dann allerlei, deutsche und schweizerische Zustände. Nach einer Stunde entfernte sich der anspruchslose Besucher wieder, und dem Verfasser dieser Biographie wurde die große geistige Macht des Schriftstellers klar, der so in die Ferne zu wirken versteht, weil er den Schlüssel zu den Gemütern von Tausenden gefunden.

Wodurch bewegt er alle Herzen?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Diese Gastfreiheit, diese herzliche Freude des Mitteilens an andere, welche der Engländer „Kind heart and open hand" nennt, veranlaßte einmal Bitzius' Schwester, scherzend zu sagen, es sei schade, daß er nicht ein Prinz sei, um seiner Freigebigkeit und Splendidität volles Genüge leisten zu können.

So große Empfänglichkeit für gesellige Freuden und so viele Ansprüche auf seine Zeit hinderten indessen Bitzius durchaus nicht, den Pflichten seines Amtes aufs pünktlichste nachzukommen. Seine Pfarrgemeinde hatte an ihm einen treuen Seelsorger, einen zu jeder Stunde bereiten Ratgeber und Freund. Nie hat er, weil er etwa gerade im Zuge war zu schreiben, eine Audienz abgewiesen oder Ungeduld bei einem zu langen Verweilen eines Ratsuchenden gezeigt. Im Gegenteil hielt er diese vertraulichen Audienzen für einen wichtigen Teil seiner Seelsorge, und es ist uns erzählt worden, daß Bitzius einmal, als er gerade nach Burgdorf an ein Turnfest gehen wollte, um über Mittag dort zu bleiben, an diesem Gange durch eine alte Frau aus der Gemeinde verhindert worden, welche schon frühe gekommen, den ganzen Vormittag geblieben sei und ihm über wichtige Familienangelegenheiten das Herz ausgeschüttet habe, so daß er später geäußert, er hätte nicht um alles in der Welt die Audienz abgebrochen, da er dadurch diese von schwerem Seelenleiden gedrückte Frau vielleicht vor geistiger Zerrüttung habe bewahren können. Wir haben schon früher bemerkt, daß Bitzius der Menschen Vertrauen gewann, weil er ein Herz zu ihnen hatte und sich die Zeit nicht verdrießen ließ, sie anzuhören und ihnen zu raten; so wurde er der Vertrauensmann vieler, und die Herzen schlossen sich ihm bereitwillig auf. Er legte auch um so mehr Gewicht auf diesen geräuschlosen Teil seines Wirkens, als seine Wirksamkeit als Prediger wegen seines von Jugend auf etwas undeutlichen

Sprechens infolge eines mangelhaften Sprachorgans, wodurch namentlich in späterer Zeit das Verständnis seiner Predigten wesentlich erschwert wurde, eine geringere war, obwohl seine Vorträge gehaltreich und nichts weniger als unbedeutend gewesen. Wir sehen dies letztere schon aus den vielen Bruchstücken aus Predigten und anderen Reden in seinen Werken, die meist wirklich gehaltenen Vorträgen entnommen sind. Auch fanden einige seiner Predigten, die gedruckt wurden, großen Beifall. Er war in seinen Kanzelvorträgen stets reich an Gedanken, von großer Klarheit und oft von gewaltiger Stärke. Nur das Organ fehlte zu ihrem vollen Wirken. Gleichwohl war ihm das Predigen, wie Fröhlich bemerkt, stets eine liebe Aufgabe, die er nie vernachlässigte.

Aber auch in der Seelsorge ging er seinen eigenen Weg. Er suchte die Leute nicht in ihren Häusern auf und vermied gern das Absichtliche solcher Besuche. „Er kannte", so schrieb uns ein Bitzius sehr nahestehender Amtsgenosse, „seine Emmenthaler zu gut, um nicht zu wissen, daß solche förmliche Besuche selten das gewünschte Resultat haben, da entweder der zu Besuchende wegen mangelnder Beweglichkeit des Geistes nicht eben aufgelegt ist, seine Aufmerksamkeit rasch von der Außenwelt auf sein Inneres zu wenden, oder derselbe die Horcher scheut oder von Natur in seinem eigenen Hause viel weniger sein Herz ausschütten kann als außerhalb desselben." Er packte daher die Leute draußen bei der Arbeit, auf dem Felde, kurz, wo er sie fand, an und suchte allen die Verlegenheit zu ersparen, die man bei der Wahrnehmung besonderer Absicht des Besuchenden leicht empfindet. Bei vielen durfte er nicht einmal auf solche Weise verfahren, indem sie ihn in seinem eigenen Hause aufsuchten, wo sie ebenfalls ungestört waren. Ermunternd und tröstend gegen Trostbedürftige, liebreich gegen Ratholende, war er strenge gegen träge Arme, trat mit Kraft dem Bösen und Unlauteren entgegen. Aber wo etwas Gutes, Heilsames, Gemeinnütziges

im Werke war, befand er sich unter den Urhebern oder eifrigsten Beförderern. Er war der Freund seiner Gemeinde und verkehrte stets in ungezwungener Weise mit den Gemeindegenossen, indem er überhaupt von dem Verhältnis des Geistlichen zu diesen alles Feierliche, Steife, Gemessene zu entfernen suchte und in der Seelsorge das allzu Methodische und Förmliche vermied, weil er glaubte, daß beides dem Wirken des geistlichen Amtes Eintrag tue und die Herzen oft durch den Schein von Kälte und Teilnahmlosigkeit und allzu große Rücksicht auf den offiziellen Charakter entfremde. Wie er in der Religion das allzu starr und straff Dogmatische nicht liebte und den Geist über den Buchstaben setzte, so verfuhr er auch in der Seelsorge, wie sein alter Pfarrer in Anne Bäbi Jowäger, mit christlicher Milde und Humanität. So wird er im Andenken seiner Gemeinde fortleben, und so hat er, durch natürliches Wohlwollen Vertrauen erweckend und von Welterfahrung und Klugheit unterstützt, in so manche Wunde Balsam gegossen, so manche bekümmerte Seele erleichtert und in den wichtigsten und zartesten Privat- und Familiensachen Rat und Ausweg gewußt. Er betätigte jene schöne Mahnung des Dichters:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut.

Wir haben schon früher bemerkt, wie hilfreich er von Jugend auf war, wie es seiner energischen Natur entsprach, überall anzugreifen, wo es etwas zu tun, zu raten und zu taten gab, beizuspringen, wo Hilfe erwartet wurde, mit dem Beispiel voranzugehen, wo es neue Einrichtungen, Verbesserungen, Organisationen galt. Er lebte für das, was ihm am Herzen lag, und entzog sich im täglichen Leben keiner Pflicht, die der Mensch vom Menschen, der Genosse vom Genossen, der Bedürftige und Notleidende von dem Hilfefähigen, vom Unglück nicht Heimgesuchten erwarten zu dürfen glaubt. Wie bei dem täglich Vorkommenden, so war Bitzius auch bei großen Unglücksfällen schnell zum Handeln ent-

schlossen, und von seinem mutigen und ausdauernden Benehmen in solchen Augenblicken wissen viele zu erzählen. So arbeitete er beim großen Spitalbrande in Lützelflüh im Jahre 1848 die ganze Zeit an der Spritze oder in der Eimerreihe. Man fürchtete damals für das Leben mehrerer im Hause noch zurückgebliebener Kranker, deren Rettung zweifelhaft war. Bitzius wich nicht vom Platze, bis diese Rettung gelungen und er sich von derselben überzeugt hatte. Ein andermal, bei einem Brande zu Toggenbrunnen, stand er während mehrerer Stunden im Wasser des Weihers, um löschen zu helfen, und bei einer dritten Feuersbrunst rettete er durch einen genialen Einfall ein Nebengebäude, welchem man sich wegen allzu großer Hitze nicht nähern konnte, indem er mit großer Mühe einen ungeheuren Laden herbeischleppte und denselben an das zunächststehende Haus so anstellte, daß man, hinter demselben vor der entgegenströmenden Hitze geborgen, das Spritzen gegen das bedrohte Gebäude mit Erfolg vornehmen konnte.

Ein so tatkräftiges Wesen wurde bei Bitzius freilich durch einen starken, robusten Körper unterstützt. Er war eine von jenen gedrungenen Gestalten, die auf gute Konstitution, auf Kraft und Zähigkeit schließen lassen. Da seine Lebensweise im ganzen geregelt und einförmig war und auch keine gewaltsamen oder langsam aufreibenden Leidenschaften an seinem Leben nagten, schien er noch auf lange Jahre zählen zu können. Dennoch war seine Gesundheit bereits erschüttert und seit längerer Zeit nicht mehr die alte. Vieles mag dazu mitgewirkt und endlich die Entwicklung seiner letzten Krankheit herbeigeführt haben. Schon der Gebrauch des Jodins, welches angreifende Mittel er gegen ein Halsübel, einen dicken Hals, gebrauchte, wirkte nachteilig auf seine Konstitution. Dazu kam, daß Bitzius bei reichlicher Nahrung sich zu wenig Bewegung machte und in späteren Jahren wegen Herzbeklemmungen seltener zu Fuß ging. Diese Herzbeklemmungen entstanden aus einer Hypertrophie des Herzens, an welcher er litt, sowie auch an Leberhypertrophie, und seine Lebensweise

war, namentlich in betreff dieser Übel, die häufig Bedingungen zur Wassersucht sind, undiätetisch. Schon im Jahre 1851 hatte er geschwollene Füße. Auch wurden Katarrhe häufiger als früher. Zu diesen letzteren mag auch der Umstand beigetragen haben, daß Bitzius im Winter bei sehr starkem Kaminfeuer arbeitete, welchem er, an seinem Pulte sitzend, den Rücken kehrte, und dann oft stark durchwärmt, um Bescheid zu geben oder dies und jenes zu besorgen, von der glühenden Kaminhitze an die kalte Luft hinausging, welcher plötzliche Temperaturwechsel sich alle Tage einige Male wiederholte und katarrhalische Affektionen leicht erzeugen konnte.

Endlich müssen wir zu allem diesem auch die unausgesetzte geistige Anstrengung von Bitzius als einen Faktor, der lebensverkürzend wirkte, aufzählen. Alle seine so zahlreichen Werke sind in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von achtzehn Jahren entstanden, neben anderen Tätigkeiten, die den Verfasser vielfach in Anspruch nahmen, und dieser Geistesanstrengung setzten keine periodischen Erholungen und Zeitabschnitte gänzlicher Abspannung ein Gegengewicht zur Seite. Das Reisen, diese herrliche Panazee bei starker geistiger Arbeit, wurde ihm nur selten und auf ganz kurze Dauer zuteil. Die wenigen Ausflüge und Reisen, die er machte, behagten ihm stets vortrefflich. So machte er im Sommer 1846 eine Reise durch die Ostschweiz über Schwyz und Graubündten. Im Jahre 1850 besuchte er die Predigerversammlung in Neuenburg, und im Jahre 1851 nahm er an der gleichen Vereinigung in Liestal teil und reiste von da auch nach Straßburg und Baden. Es war das einzige Mal seit so langer Zeit, daß er aus der Schweiz herauskam. Von einem Ausflug nach Seelisberg in Unterwalden im August 1852 hat uns Fröhlich einige Züge aufbewahrt. Sonst war er nie abwesend, als höchstens ein paar Tage im Kanton selbst, wozu auch seine Pastoralwürden ihm Anlaß gaben. Er war nämlich in seinem Kapitel Kammerer (zweimal war er im ersten Vorschlag als Dekan, allein die Regierung bestätigte den Vorschlag nicht, was

ohne Zweifel dem „Jeremias Gotthelf“ und seiner oft so unbequemen Feder galt) und präsidierte zweimal die Kantonalpastoral-Vereinigung. — Diese allzu seltene Abspannung von der stets gleichförmigen Anstrengung des Geistes hat ohne Zweifel auch ihre nachteilige Wirkung geäußert. Bitzius selbst mochte fühlen, daß seine Gesundheit schwächer geworden. Eine Stelle im Schlußwort zur ersten Ausgabe von „Geld und Geist“ deutet auf solche Vorgefühle eines nicht sehr langen Lebens. „Die Bitzius werden nicht alt,“ sagte er zu seiner Frau; „ich muß schaffen, solange es Tag ist. Vielleicht, daß mir die Vorsehung deswegen erhöhte Kraft zum Produzieren gab, weil ich in kürzerer Frist, als man glaubt, nicht mehr da sein werde.“

Im Sommer 1853 besuchte Bitzius auf den Rat seiner Ärzte das Gurnigelbad, von welchem er jedoch eher schlimme als gute Wirkung verspürte. Ein fast beständiger Husten half auch die Kräfte aufreiben. So kam der Sommer 1854, in welchem zu Bitzius' Zufriedenheit, der Badekuren nicht liebte, keine solche an Ort und Stelle verordnet wurde, da die Symptome fortschreitender Wassersucht schon deutlicher hervortraten. Eine Trinkwasserkur zu Hause mit Kissingerwasser wurde oft unterbrochen und nicht diätetisch gemacht. Es gab in diesem letzten Sommer noch allerlei Festivitäten für Bitzius. So wurde ihm die unerwartete große Freude eines Besuches seines Verlegers, des Herrn Julius Springer, zuteil, welchem er auf einer kleinen Tour im Wagen durchs Emmental gleichsam die Honneurs seiner Heimat in ganz freudiger Stimmung machte. Andere Besuche blieben natürlich auch nicht aus. Der Husten wollte unterdessen nicht weichen, und auch das öftere Einschlafen in voller Konversation und besonders bei Tische war kein gutes Symptom. Im Spätsommer schien jedoch seine Gesundheit wieder besser zu sein. Denn während des Besuches eines lieben Freundes mit seiner Gemahlin, der Ende August stattfand, fühlte er sich so wohl, daß er mit seinem Gast eine kleine Bergexkursion ohne Beschwerde machte und ihn

versicherte, er glaube eine recht gute Kur gemacht zu haben. Auch predigte er wieder, ohne davon ermüdet zu werden. Diese Besserung war jedoch nur scheinbar und die Krankheit im Wachsen.

Am 4. Oktober 1854 feierte er noch seinen achtundfünfzigsten Geburtstag mit den Seinigen, nachdem er einige Zeit vorher die herzliche Freude erlebt, daß seine ältere Tochter Henriette sich mit seinem jungen Kollegen im nachbarlichen Dorfe Sumiswald, dem Pfarrer Rüetschi, verlobte.

Am 10. Oktober zog sich Bitzius durch einen Krankenbesuch bei einem gefährlich darniederliegenden Unterweisungsknaben eine Erkältung zu, die sogleich einen entzündlichen Charakter annahm, indem sich Blutspeien mit starker Oppression einstellte. Gleichwohl schonte sich der Erkrankte nicht, legte sich trotz der Mahnung seiner Ärzte nicht einmal zu Bette und ging noch am 14. Oktober abends in die Armenkommission, die sich im benachbarten Schulhaus versammelte, bei kalter, feuchter Oktoberwitterung. Ein wegen des immerwährenden Blutspeiens unternommener, jedoch nur ganz schwacher Aderlaß hatte zwar, wenigstens dem allgemeinen Befinden nach, anfangs günstigen Erfolg. Allein es trat nun rasch allgemeine Wassersucht ein, gegen welche die angewandten Mittel nicht mehr wirksam sich zeigen wollten. Dabei blieb der Zustand sehr fieberhaft, besonders der Schlaf. Der Kranke war indessen noch ziemlich munteren Geistes und hatte auch noch Appetit. Er nahm Anteil an allem, ließ sich die Zeitungen vorlesen und interessierte sich lebhaft um die Nachrichten von der eben damals beginnenden Belagerung Sebastopols, die ihn auch im Schlaf beschäftigte. Auch empfing er Besuche von Freunden, die ihn jedoch ziemlich müde machten. Noch in den letzten Tagen besprach er sich mit seinem aus Lausanne herbeigeeilten Sohn Albert über die Kollegien, die dieser im Wintersemester hören sollte. Er stellte sogar noch am 20. Oktober pfarramtliche Scheine aus und scherzte dabei. Sein Befinden war überhaupt leidlich. Noch am 21. Oktober, dem Tage vor seinem

Tode, unterhielt er sich mit den Seinigen wie gewöhnlich und scherzte mit den beiden ihm sehr befreundeten Ärzten (der eine war sein Universitätsfreund Dr. Dür in Burgdorf, der andere Dr. Maret, ebenfalls ein alter, langjähriger Freund, beides treffliche Praktiker), die ihn nachmittags besuchten. Abends speiste er noch etwas wie gewöhnlich und besprach sich mit seiner Frau wie die früheren Abende. Die Nacht war auch nicht schlimmer als gewöhnlich und verlief ohne besondere Unruhe, als morgens um 5 Uhr plötzlich ein Stickfluß eintrat, der sein Leben still und ohne Schmerzen endigte. Es war gerade Sonntag und sein Scheiden so sanft wie dasjenige, das er selbst in dem „Sonntag des Großvaters" so rührend schildert. Die Trauerkunde verbreitete sich schnell und erschütterte nah und fern die Herzen. Über sein Haus kam ein unbeschreiblicher Schmerz. Nur das konnte mildernd wirken, daß seiner, wenn ihn nicht ein schneller und schmerzloser Tod jetzt erlöste, ein langes Siechtum gewartet hätte und dem lebhaften Geist durch das Bewußtsein des Dahinschwindens physischer und geistiger Kraft zum bitteren Quäler geworden wäre. „Ein Leben im Lehnstuhl", schreibt uns treffend ein vertrauter Freund des Verstorbenen, „wäre eben auch sein geistiger Tod gewesen. Draußen bei den Menschen und ihrem Getriebe, bei ihrem äußeren und inneren Leben, bei den armen gedrückten Gemütern und Herzen, bei dem jovialen „urchigen" Humor, bei dem ehrenhaften, ernsten Hofbauer und dem arbeitsamen, zähen, gottergebenen Tagweer, in der schönen Natur, unter Bäumen und auf Feldern, da war das Medium, in dem er leben konnte und mußte." So hatte es die Vorsehung milde gefügt und ihn nach dem heißen Tagewerke eines in Treue und Ernst und Kraft verlebten Daseins ohne schmerzvollen Übergang abgerufen. Und so konnte auch auf seinen Tod das eigene schöne Wort im „Sonntag des Großvaters" bezogen werden: „Der Schatten, den der Tod eines Gerechten über das Leben der Seinen wirft, vergeht, wenn die Hoffnung aufgeht, und zum

Bewußtsein kommt, wenn der Tote zu Grabe kommt und sein ganzes Leben verklärt vor den Augen der Seinen steht."

Sein Begräbnis fand am 25. Oktober statt. Eine große Menge Volkes folgte dem Sarge. Die Amtsgenossen waren zahlreich vertreten, ebenso die Gemeinde, die Armenanstalt von Trachselwald, die einen so liebevollen Pfleger verloren. Es war ein großer Trauertag. Auch die studierende Jugend Berns fehlte nicht. Viele Freunde des jungen Bitzius fanden sich ein, zum letzten Geleite des Mannes, der so sehr der Freund der Jugend gewesen war, der sie gern heiter und jovial, aber auch maßvoll und kräftig wünschte. Dekan Farschon, ein intimer Freund von Bitzius, hielt die Leichenrede, in welcher er der vielen Beziehungen gedachte, in denen der Tod von Bitzius eine unersetzliche Lücke mache, und namentlich von seinen Schriften sagte, „sie seien nicht eitle Spiele der Phantasie, um über eine langweilige Stunde hinwegzuhelfen, sondern enthielten Schätze von Belehrung, Ermahnung und Warnung, dem Volk zum Frommen, wenn es darauf achte".

Auf dem Kirchhofe zu Lützelflüh, in der Mitte der abgeschiedenen Geschlechter seiner Gemeinde, in der Nähe der Ruhestätte seiner Mutter, ist sein Grab, welches ein einfaches Grabmal schmückt, das ihm seine Gattin errichten ließ. Dasselbe ist ein Stein von gotischer Form, mit Ziselierung oben, und trägt die Inschrift: Hier ruht im Frieden Gottes Albert Bitzius, Jeremias Gotthelf, aus Bern, während 22 Jahren Pfarrer dieser Gemeinde, geb. den 4. Oktober 1797, gest. den 22. Oktober 1854.

I. Korinther XV. 54, 55. Der Tod ist verschlungen von dem Sieg. Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg?

Sprichwörter XII. 17, 19. Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist; aber ein falscher Zeuge betrügt. . . Wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich, aber die falsche Zunge besteht nicht lange.

Das schönere Grabmal jedoch hat er in den Herzen der Menschen gefunden. Ihm wird, wie allen, von denen eine große Wirkung ausging, zuteil werden, was der griechische Geschichtschreiber

einen großen Bürger seinen rühmlich Gestorbenen nachrufen läßt: „Ausgezeichneter Männer Grabmal ist der ganze Erdkreis, und nicht bloß der Denksäulen Inschrift in der Heimat verkündet ihren Ruhm; auch in fremdem Lande lebt ohne Schrift ihr Andenken nicht sowohl im Werke des Künstlers als in den Gemütern fort."

Und dieses Andenken wird, davon sind wir überzeugt, mit den Generationen wachsen. Die alles läuternde Zeit wird auch sein Bild dem Betrachtenden, wenn die Gemüter ruhiger und die Tage in betreff unserer Kämpfe parteiloser geworden, größer und deutlicher erscheinen lassen und zum Gemeingut des ganzen Volkes machen. Wer in heftig bewegter Zeit, im „ungeschlichteten Zwist der Völker" seine Stimme erhebt und am Kampfe sich beteiligt, der wird den Bedingungen dieses Kampfes, dem starken Widerspruch, der bitteren Anfeindung nicht entgehen. Aber wenn was Rechtes an ihm gewesen, wenn er von probehaltigem Metall war, wenn er der Welt Bleibendes und Wahres zum Bewußtsein brachte, so wird sein Ehrentag nicht ausbleiben. Das Volk wird mit Liebe dieses Bild hervorsuchen und sich an seinen Zügen erfreuen. Es wird gutes Gold finden, und mancher wird sich wundern, daß er früher dies nicht erkannt und den Wert des Metalls zu gering geachtet. Diese Genugtuung wird auch Bitzius werden, oder vielmehr sie ist ihm schon geworden. Als im Sommer nach seinem Tode sein vortreffliches Bildnis in Öl, von unserem Dietler gemalt, auf das Verlangen einiger Freunde nach Burgdorf geschickt wurde, um den Saal der damaligen Industrieausstellung zu zieren, sammelten sich die Landleute besonders um das Bild, und viele erinnerten sich bewegt des Geschiedenen und riefen sich sein Leben und Wirken ins Gedächtnis zurück. So wird für so manchen der Tote ein anderer werden, als der Lebende ihm war. Wie manchen Haß hat schon die Zeit begraben! Wie manche Leidenschaft löscht sie täglich aus! Der Instinkt des Volkes sagt ihm, daß nicht oft die Männer unter ihm erscheinen, die seine besseren wie seine schlimmeren Züge

sammeln und ihm einen wahren Spiegel vorhalten. Es wird den Mann lieben, dem es das Bild dieser Züge verdankt, und, je besser es sich selber kennen wird, desto mehr lieben. Dem Volksgeist selbst hat der Schriftsteller diese Züge entnommen und gibt sie dem Volke, in welchem er sie schaute, zu ewigem Gedächtnis zurück. Er hat das leicht Verschwindende, im Lebensfluß Dahinrollende bleibend gemacht und die dahineilende Zeit ihm stillezuhalten gezwungen, um Zeugnis von ihr zu geben denen, die eine andere sehen werden. Und als er dies Werk vollbracht—, ist er zur Ruhe gegangen. Seine Mission war erfüllt. Was er leisten sollte, hat er geleistet. Er legte seinen Griffel nieder und folgte selbst, wie der letzte eines verschwindenden Geschlechtes, dieser seiner Zeit nach, die er uns noch im Bilde zeigen konnte. Es war ein richtiges und allgemeines Gefühl, welches bei seinem Tode diesen Gedanken aussprach. „Er war ein Barde, der gehen mußte, sobald er die abgelaufene Zeit beschrieben und besungen." Dies treffende Wort eines Freundes drückt jenes Gefühl aus, und gerade das, daß er Zeiten und Zustände fixiert hat, die nicht mehr wiederkehren, die anderen und neuen Erscheinungen, einem anders denkenden Geschlecht Platz machen, muß ihm besonders in den Augen seiner Heimatgenossen einen höheren Wert geben, weil doch jedes Volk sich gern im Spiegel seiner Vergangenheit besieht und gern im Geist das Bild früherer Tage zurückruft. Es ist ein Anspruch mehr, den er auf seiner Landsleute Zuneigung hat; denn wenn er auch als Schriftsteller der Bürger vieler Länder und vieler verschiedenen Volksstämme geworden, so lag doch seine Virtuosität eben in seiner Nationalität, und er wurde ein echter Dichter, ein Schriftsteller von solchem Gepräge und Metall, weil er ein echter Schweizer, ein ausgeprägter Berner war. Denn ohne einen solchen bestimmten und ausgeprägten Volkscharakter kann sich so wenig ein großer und wirksamer Schriftsteller bilden, als wir uns einen Baum denken können, der groß und mächtig würde, ohne recht in seinem Boden zu wurzeln.

* * *

# Inhaltsangaben



* * *

Erschienen sind bis jetzt:

Bd. 1: Der Bauern Spiegel;
Bd. 2/3: Leiden und Freuden eines Schulmeisters;
Bd. 4: Uli der Knecht;
Bd. 5/6: Anne Bäbi Jowäger;
Bd. 7. Geld und Geist;
Bd. 8: Geldstag;
Bd. 9: Jakobs Wanderungen;
Bd. 10: Käthi die Großmutter;
Bd. 11: Uli der Pächter;
Bd. 12: Die Käserei in der Vehfreude;
Bd. 15: Wassernot, Armennot, Eines Schweizers Wort;
Bd. 17: Kleinere Erzählungen II (enthaltend: Die schwarze Spinne — Hans Berner und seine Söhne — Elsi, die seltsame Magd — Der Druide — Kurt von Koppigen — Servaz und Pankraz);
Bd. 19: Kleinere Erzählungen IV (Der Besuch auf dem Lande — Wurst wider Wurst — Der Notar in der Falle — Die Wege Gottes und Menschengedanken — Hans Joggeli der Erbvetter — Harzer Hans, auch ein Erbvetter — Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung — Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler).

Die übrigen Bände erscheinen im Laufe der Jahre 1923 und 1924. Im Herbst 1922 erscheint ferner aus dem Nachlaß, als erster und zweiter Ergänzungsband der Ausgabe, die

## noch unveröffentlichte Erzählung: Herr Esau

### Preise:

Jeder Band kostet geheftet Fr. 9.—, in Leinen Fr. 12.—, in Halbleder Fr. 18.—
Die Bände sind auch einzeln zu beziehen.

„Diese prächtige, mit peinlicher Sorgfalt und wirklicher Sachkenntnis bearbeitete Ausgabe von Gotthelfs Werken gehört als gewichtigster Bestandteil unserer nationalen Literatur ins Schweizerhaus." Dr. Rudolf von Tavel.

„Möge die Ausgabe in die Hände all derer gelangen, die es zu schätzen wissen, wenn sie Gotthelfs Werke in ursprünglicher und unverfälschter Fassung lesen können." Prof. Dr. Otto von Greyerz im Bund.

„Ein letztes Wort! Die bei Eugen Rentsch erscheinende Gotthelf-Ausgabe ist ein weißer Rabe unter den jetzt erscheinenden Gesamtausgaben. Blankes Papier, Druck, Einband, Herstellung eines vertrauenerweckenden Textes, beste ‚Friedensausgabe', keine ‚gehudelte Ware'. Hier hat ein Verleger Liebe und Ehrgeiz an ein haltbares Werk gesetzt."

Dr. E. Korrodi in der Neuen Zürcher Zeitung.

---

Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich
München und Leipzig

# Die Weltanschauung Jeremias Gotthelfs

**Von Alfred Ineichen**

Umfang 228 Seiten. Geheftet Fr. 5.50

Wer tiefer in Gotthelfs Gedankenwelt eindringen, den unmittelbaren Eindruck, den er aus dem Lesen der Werke empfangen, noch vertiefen und erweitern will, der muß zu diesem Buche greifen. Es ist eine vorzügliche Ergänzung der Biographie C. Manuels.

---

# Der junge Gotthelf als Seelsorger

**Bericht des Pfarrvikars Albert Bitzius über seine Gemeinde Utzenstorf**

**Herausgegeben und eingeleitet von Rud. Hunziker**

Mit zwei Illustrationen. Geheftet Fr. 2.—

Die erste schriftstellerische Tat Gotthelfs. Es ist eine Art Generalabrechnung über die dem erst 27 jährigen Vikar anvertraute Gemeinde. Für Gotthelfs frühreifen Lebensernst, für seine scharfe Beobachtung von Menschen und Zuständen ist dieser Bericht ein wertvolles Zeugnis. Hier liegen die Keime zum „Bauern Spiegel“ und zum „Schulmeister“. Utzenstorf ist ja auch der Boden, den eine Reihe von Gotthelfs Erzählungen zum Schauplatz haben.

---

# Jeremias Gotthelf in seinen Beziehungen zu Deutschland

**Von Gabriel Muret**

106 Seiten. Geheftet Fr. 3.—

„Gabriel Muret, der Verfasser eines großen französischen Werkes über Jeremias Gotthelf, hat in der vorliegenden, außerordentlich sauber ausgearbeiteten und übersichtlich disponierten Monographie die Beziehungen des Pfarrers von Lützelflüh zu Deutschland behandelt. Auf Grund eines reichen unpublizierten Materials aus dem Gotthelf-Archiv wird das interessante Thema umsichtig und unparteiisch dargestellt. .... Kein Verehrer Gotthelfs wird die interessante Arbeit, die mit gesundem nüchternen Urteil genaue Beherrschung des Stoffes verbindet, ungelesen lassen dürfen.“ Neue Zürcher Zeitung.

„Das Büchlein bildet einen außerordentlich wertvollen Beitrag zur Gotthelf-Forschung. Jeder Abschnitt offenbart die genaueste Kenntnis der Werke und des brieflichen Nachlasses des Berner Schriftstellers.“

Prof. Dr. Rud. Hunziker im Literar. Zentralblatt.

---

Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich
München und Leipzig

